

**WÖRTER  
SCHLAFEN  
NICHT**

**ESSAYS**

herausgegeben von  
**Literarisches Colloquium Berlin**

Sprache zu verwenden bedeutet zu handeln. Begriffe, Schlagworte, Slogans prägen Wahrnehmung, schaffen Kontexte, setzen Prioritäten, wecken Hoffnungen oder schüren Ängste. Sie werden eingeführt und gebraucht, um Interessen zu formulieren und durchzusetzen. Ein kleines Wort kann einen ganzen Straftatbestand verändern; eine einzelne Äußerung kann einen Aktienkurs abstürzen lassen. Begriffe prägen die gesellschaftliche und politische Diskussion; unser sprachlicher Umgang mit der Vergangenheit, die begriffliche, mediale Aufarbeitung von Geschichte prägen das Bild, das unsere Gesellschaft von sich selbst entwirft.

Das Literarische Colloquium Berlin lädt am 29. und 30. November 2018 ein, Wörter auf die Goldwaage zu legen. Sechs Tandems aus jeweils einem\*r Autor\*in und einer Persönlichkeit aus Wissenschaft und Politik debattieren über selbstgewählte Begriffe, gerahmt von einem einführenden Vortrag von Durs Grünbein und Performances des Lyrikkollektivs G13 sowie von Jörg Piringer. Vorab verfassten die Teilnehmenden Essays über ihre Wörter, die als Diskussionsimpulse dienen und hier versammelt nachzulesen sind. Nachhörbar sind die Gespräche auf [dichterlesen.net](http://dichterlesen.net).

Wörter schlafen nicht. Und auch wir bleiben wach!

## INHALT

<b>Christina von Braun</b> IDENTITÄT	4
<b>Lukas Bärfuss</b> PYGMÄE	10
<b>Sabine Leutheusser-Schnarrenberger</b> RECHTSSTAAT	14
<b>Marcel Beyer</b> HOOLIGANMORAL	18
<b>Svenja Flaßpöhler</b> MISSVERSTEHEN	22
<b>Dagmara Kraus</b> ÜBERFREMDUNG	26
<b>Bernd Schneidmüller</b> GEDENKEN	32
<b>Isabel Fargo Cole</b> POLITISCHE KORREKTHEIT	36
<b>Falko Schmieder</b> VERBRAUCHER	40
<b>Marlene Streeruwitz</b> PRIVATSACHE	44
<b>Lann Hornscheidt</b> GRENZE	50
<b>Deniz Utlü</b> VERBRAUCHER	56
Durs Grünbein: <i>Vom Erlernen alter Vokabeln</i>	60
Teilnehmende	62

**Christina von Braun**  
IDENTITÄT

Im Tandem mit Lukas Bärfuss  
PYGMÄE

Der Begriff der IDENTITÄT spielt eine zentrale Rolle in den Debatten über Migration, ethnische Konflikte, Körper und Geschlecht, ist aber völlig ungeklärt. Er leitet sich ab von latein. ›idem‹ (gleich, übereinstimmend) und behauptet statische, bleibende Persönlichkeitsmerkmale – individueller wie kollektiver, kultureller Art. Eine IDENTITÄT in diesem Sinne gibt es aber nur auf geschriebenen Dokumenten: Geburtsurkunden, Pässen, Personalausweisen, Meldescheinen oder Steuererklärungen. Sie halten bestimmte unveränderbare Koordinaten des Individuums fest: Geburtsjahr, Geburtsort zum Beispiel. Schon bei Geschlecht, Nationalität und Wohnsitz müssen sie passen, weil sich diese im Laufe eines Lebens wandeln könnten. Die Veränderbarkeit gilt in noch höherem Maße für kollektive IDENTITÄTEN: Auch hier ist die IDENTITÄT auf geschriebene (manchmal auch gemalte, gebaute, vertonte) Dokumente angewiesen, die vom Grundgesetz bis zum Kanon der nationalen Literatur reichen. Doch wie sich die einzelnen Nationen, Kulturen und Religionen definieren, ändert sich von einem Zeitalter zum nächsten. Sie verleihen der kollektiven IDENTITÄT den Anschein des Bleibenden, werden jedoch von Epoche zu Epoche neu verfasst. Das heißt, der Begriff der IDENTITÄT suggeriert eine kulturelle, soziale, nationale, manchmal auch geschlechtliche, ethnische oder sonstige Zugehörigkeit, der durchweg unterstellt wird, dass sie fest, konstant und unveränderbar sei. Doch ein Blick in Geschichte und Gegenwart offenbart, dass es keine einzige Psyche, Ethnie, Nation, Kultur und soziale Gruppe gibt, die nicht einem permanenten Veränderungsprozess unterliegt. Dies gilt sogar für das Geschlecht, die letzte

– weil anscheinend biologische – Bastion der Identitätsgläubigen. Das Geschlecht erweist sich heute als ebenso veränderbar wie die Kultur: nicht nur durch transsexuelle Eingriffe, sondern auch durch die Zeugungsforschung der letzten zweihundert Jahre und die daraus entwickelte Genetik und Reproduktionsmedizin. Die Biologen sprechen zwar gerne von den »Fakten der Natur«, doch in Wirklichkeit haben gerade sie dazu beigetragen, dass sich diese ›Fakten‹ als wandlungsfähig erwiesen und eine neue Form von sexueller Flexibilität schufen.<sup>1</sup> Rückblickend bewirkte gerade die Biologie die Einsicht, dass eine auf den ›Fakten der Natur‹ beruhende IDENTITÄT immer schon kulturell bestimmt war.

Indem die IDENTITÄT auf Kulturtechniken wie die Schrift angewiesen ist, verlagert sich ihre Basis auf eine Instanz außerhalb des menschlichen oder sozialen Körpers. Zugleich wird der Begriff in einem Sinne verwendet, der auf das Leibliche, das Unbewusste, das Prozessuale verweist: Die IDENTITÄT eines Individuums oder einer Gemeinschaft wird vor allem in den Emotionen verortet. Die aktuellen Debatten um den Begriff der ›Heimat‹, die fast immer im Zusammenhang mit denen über die IDENTITÄT geführt werden, zeigen das deutlich: Die wenigsten verbinden damit einen geographischen Ort, viele dagegen eine Imagination – im Kopf, im Gefühl (Das hat übrigens Vor- und Nachteile. Der Nachteil ist, dass man in dieser Heimat nie ankommen kann; der Vorteil ist, dass man diese Heimat mit sich herumträgt und nie daraus ›vertrieben‹ werden kann). Damit erlangt der Begriff der ›IDENTITÄT‹ zwei – sich widersprechende – Bedeutungsebenen: eine im Ich und eine außerhalb davon.

Während der ausverlagerte Begriff der IDENTITÄT auf die Zeichensysteme, vor allem auf die Schrift, angewiesen ist, ähnelt der subjektive, prozessuale Begriff der IDENTITÄT demjenigen oraler Kulturen. Zwar gibt es heute kaum mehr Kulturen, die sich der Macht der Schrift entziehen, aber wir wissen, wie sie funktionierten. Dank der Arbeiten von Wissenschaftlern wie Milman Parry, Walter Ong und Eric Havelock können wir uns vorstellen, wie sich die antike griechische Gesellschaft beim Übergang von einer oralen in eine Schriftgesellschaft veränderte. Ebenso beschrieb die ethnographische Forschung der letzten Jahrzehnte die Missverständnisse, die sich beim Zusammenprall eines westlichen (schriftlichen) Identitätsbegriffs mit dem einer oralen Gesellschaft ergaben. Ein Beispiel dafür hat der historische Anthropologe Jack Goody festgehalten: Als die Briten um 1900 ihre Herrschaft über Nordghana ausweiteten, zeichneten sie die Mythen der lokalen Bevölkerung auf. Laut diesen Mythen hatte der Ursprungsvater Japka sieben Söhne, die die Herrschaft über je einen Teil des Landes ausübten. Die sieben Söhne entsprachen den sieben Bezirken der Region. Sechzig Jahre später gab es durch Grenzveränderungen und die Auflösung eines Bezirks nur noch fünf Bezirke. Nun hieß es – zum Erstaunen der britischen Behörden –, dass Japka fünf Söhne gehabt habe. Die ›Geschichtsschreibung‹ der Briten stimmte nicht mehr mit den Mythen der indigenen Bevölkerung überein. In Wirklichkeit war den Kolonisatoren einfach entgangen, dass orale Kulturen die Vergangenheit aktuellen Situationen anpassen, um diese zu legitimieren. »Im Laufe der Übermittlung, so sehen wir an diesem Beispiel der Genealogien, verändert

sich das soziale Element des Erinnerns, ein Prozeß, dem andere Elemente der Kultur, z. B. Mythen und heiliges Wissen im allgemeinen, in ähnlicher Weise unterliegen.«<sup>2</sup> Die Schrift, so macht dieses Beispiel deutlich, verlangt nach fixen, unveränderbaren Identitätsmerkmalen; orale Kulturen dagegen passen ihre Parameter, auch die der identitätsstiftenden Vergangenheit, den aktuellen Gegebenheiten an.

Als würde dies nicht schon genügen, den Begriff der IDENTITÄT unfass- bis unbrauchbar zu machen, verstärkt sich das Problem noch durch das Phänomen der ›sekundären Oralität‹. Diese charakterisiert alle Kulturen des ›vollen Alphabets‹, das in Griechenland entwickelt, in die lateinische Schrift übertragen und zum Vehikel der christlichen Kultur wurde. Als erstes Schriftsystem überhaupt vermochte das griechische Alphabet den kompletten Nuancenreichtum der gesprochenen Sprache zu erfassen. Damit schuf es einerseits eine Hierarchie der Kommunikation: Das geschriebene Wort galt als die überlegene, bleibende Form der Wissensvermittlung. Andererseits wirkte das Alphabet, indem es alle Laute erfasste, auch auf die gesprochene Sprache ein; es gestaltete sie neu. Originäre Dialekte wurden so von einheitlichen Nationalsprachen verdrängt. Zugleich entstand das ›Grapholekt‹: eine Sprache jenseits der Regionalsprachen, die sich einzig dem Schreiben verdankt und fähig war, über die Jahrhunderte ein Vokabular zu akkumulieren, das das der gesprochenen Sprache weit übertraf (Im Standard-Englisch umfasst es mindestens eineinhalb Millionen verzeichnete Wörter, von denen nicht nur gegenwärtige, sondern auch hunderttausende von vergangenen Bedeutungen bekannt sind. Eine mündliche

Sprache besitzt im Allgemeinen nur einige hunderttausend Begriffe, und die Benutzer haben in den seltensten Fällen Kenntnis von deren semantischer Geschichte). Der Reichtum des Grapholekts erhöhte sich noch mit dem Buchdruck, der eine weite Verbreitung dieses Vokabulars ermöglichte und zugleich zu einer Vereinheitlichung der Sprache führte. Mit Buchdruck und der um 1800 beginnenden allgemeinen Alphabetisierung verschwand der Unterschied zwischen Sprechen und Schreiben schließlich ganz: Man sprach so wie man schrieb und umgekehrt.

Paradoxerweise wurde an eben dieser historischen Wende der Wert der Oralität wiederentdeckt. Es entstand ein Bedarf nach mündlicher Unmittelbarkeit, der so groß war, dass sich ein Schotte, James MacPherson, der in den Jahren 1762 bis 1763 eine Sammlung alter gälischer Dichtungen unter dem Titel *Ossians Gesänge* herausgab, eine Fälschung erlauben konnte: Die Gedichte waren keineswegs alt, sondern von ihm selbst verfasst. Auch als der Schwindel aufflog, minderte das nicht die Begeisterung. Die Gesänge wurden in viele Sprachen übersetzt, allein ins Deutsche vierzehn Mal. Dieser Schwindel ist symptomatisch dafür, dass sich die Schrift das Gewand der Oralität angeeignet, sich als Oralität verkleidet hatte. Eben diese neue Form von Mündlichkeit wird als ›sekundäre Oralität‹ bezeichnet: eine Mündlichkeit, die durch die Schrift hindurchgegangen ist und von ihr gestaltet wurde. Die europäischen Gesellschaften verspürten eine Sehnsucht nach der Sinnlichkeit der gesprochenen Sprache, aber es war die Schrift, die sie ihnen lieferte. Mit der sekundären Oralität wurde das Ohr, das noch bis ins Mittelalter einen hohen Stellenwert

hatte, neu inthronisiert. Aber das, was in dieses Ohr eindrang, hatte mit der Leiblichkeit der alten Oralität nur entfernt zu tun: Es war eine mündliche Schriftlichkeit, die zur Vorbotin eines neuen mechanischen Gehörs wurde und die modernen Aufzeichnungs- und Kommunikationstechniken wie Grammophon, Telefon, Radio und Fernsehen zeitigte. Das, was Vilém Flusser von den technischen Bildern des 19. Jahrhunderts schrieb – sie wurden erfunden, »um die Texte wieder magisch zu laden«<sup>3</sup> –, gilt auch für die sekundäre Oralität: Sie sog die Leiblichkeit der Mündlichkeit in sich auf und verpasste der abstrakten geschriebenen Sprache ein sinnliches Gewand. Damit wurde auch die Unterscheidung zwischen dem inneren und dem ausverlagerten Identitätsbegriff obsolet: Die innere IDENTITÄT war zur Verkleidung der äußeren geworden – eine ›sekundäre IDENTITÄT‹.

Die verschriftete IDENTITÄT besetzte aber nicht nur Psyche und Emotionen, sie implantierte sich auch im Körper, in der Biologie, in der Leiblichkeit. Das verrät schon der Begriff der ›Nation‹, der über die Veränderbarkeit der kulturellen IDENTITÄT hinwegtäuscht, indem er sich von nascere, natus sum, also von Geburt und damit unveränderbaren Fakten ableitet, so wie auch die Annahme einer neuen Staatsbürgerschaft als ›Naturalisierung‹ bezeichnet wird. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich aus diesem Gedanken der leiblichen IDENTITÄT die Phantasie, dass nationale Kollektive eine Blutsgemeinschaft bilden, was schließlich in die Idee der Rassegemeinschaft einmündete. In dieser Tradition stehen die ›Identitären‹ bis heute. Die Bewegung ging um 2012 von Frankreich aus und ist heute in mehreren Ländern Europas aktiv. Die ›Identitären‹

bedienen sich vieler rassistischer Symbole und Narrative, behaupten aber, es gehe nicht um die rassische oder ethnische, sondern um die kulturelle IDENTITÄT Europas. Allerdings hatten schon die Nazis aus ›Kultur‹ und ›Rasse‹ austauschbare Begriffe gemacht. So bezeichnete der Begriff der ›Entartung‹ eine Geisteshaltung, entnommen war er aber dem Wortschatz der Biologie. Andersherum verweisen die Begriffe ›semitisch‹ und ›germanisch‹ auf einen Sprachraum. Bei den rassistischen Antisemiten wurden daraus Rassebegriffe. Durch solche Sprachmanöver wurden geistige und leibliche IDENTITÄTEN ebenso ununterscheidbar wie geschriebene und gesprochene Sprache.

Die Überlagerung von schriftlicher und biologischer IDENTITÄT bleibt nicht nur rückwärts-gewandten Ideologien vorbehalten. Der Oberste Gerichtshof Indiens hat kürzlich ein Urteil gefällt, durch das den Bemühungen der indischen Regierung um ein biometrisch basiertes nationales Identitätsprogramm ein Riegel vorgeschoben wird. Die Regierung gab vor, mit ihrem Programm die Versorgung der ärmeren Bevölkerungsteile sichern zu wollen; durch die mangelnde Infrastruktur fielen aber gerade sie durch das Raster. In Wirklichkeit ging es um die nationale IDENTITÄT Indiens. Bekanntlich setzt sich Premierminister Modi für eine homogene (hinduistisch geprägte) IDENTITÄT des Subkontinents ein.<sup>4</sup> Die chinesische Regierung bremste kein Gericht, als sie kürzlich die Grundlagen für die Erfassung der genetischen Daten der (muslimischen) Uiguren schuf: auch hier eine kulturelle Gruppe, die auf der Basis biologischer Daten ausgesondert wird.<sup>5</sup>

Die neue biologische Identitätserfassung ist

nicht nur symptomatisch für autokratische Regimes. Am weitesten fortgeschritten sind die Verhältnisse in einem demokratischen Land: in Island. Beim 2003 veröffentlichten *Book of Icelanders* fallen schriftliche (digitale) und biologische IDENTITÄT komplett in eins. Die computerbasierte Datensammlung über isländische Familien erfasst circa 700 000 Menschen, die Mehrheit aller Menschen in Island seit der altnordischen Besiedlung im 9. Jahrhundert. Die Rate der dargestellten Verbindungen zwischen Individuen und ihren Eltern liegt bei fast 95 Prozent. Am *Book of Icelanders* sind mehrere Schriftmodelle beteiligt: die in den Taufbüchern verzeichneten Stammbäume, die genetischen Codes und das digitale Netz. Nachdem das Netz öffentlich zugänglich wurde, änderte sich das Leben vieler Isländer: Sie begannen, nach genetischen Verwandten zu suchen; andere – etwa soziale – Verwandtschaftsformen traten in den Hintergrund. Kollektive wie individuelle IDENTITÄT wurden neu definiert.

Der Grund für die Entstehung des *Book of Icelanders* war zunächst die genetische Forschung, doch schon bald wurde die Aufnahme in die Datenbasis und die Herstellung einer Verbindung zu dem Netz »mit einer Staatsbürgerschaftserklärung gleichgesetzt«. Einer, der seine Daten im *Book* nicht finden konnte, schrieb, dass »er laut seiner Online-Recherche mit keinem einzigen menschlichen Wesen verwandt ist«. Er bat die mit der Datenerfassung beauftragte Firma, den Irrtum zu korrigieren, »damit ich sicher sein kann, dass ich tatsächlich existiere«. <sup>6</sup> Was bisher der Pass zu leisten hatte, wird heute von der Bio-Datenbank erwartet. Implizit vermittelte das *Book of Icelanders* die Vorstellung, dass



alle Isländer miteinander biologisch verwandt sind und eine »auf Verwandtschaftsbeziehungen basierende imaginierte Gemeinschaft« bilden.<sup>7</sup> Benedict Anderson hatte die Nation als eine »imaginierte Gemeinschaft« bezeichnet, weil sie auf dem Buchdruck basiere.<sup>8</sup> Einen ähnlichen Zweck erfüllt nun die genetische Datensammlung. Allerdings schafft diese – im Gegensatz zum Buchdruck, der eine »gefühlte Gemeinschaft« herstellt – eine biologische Gemeinschaft. Angesichts dieser Ergebnisse (und der neueren Erfolge der Fahndung durch DNA) ist heute schon absehbar, dass die Geburtsurkunde bald durch das genetische Profil des Neugeborenen ergänzt oder ersetzt wird.

Last but not least zeigt das *Book of Icelanders* aber auch, dass IDENTITÄT einen zunehmend monetären Wert hat und in den Bereich des wachsenden biologischen Warenhandels gewandert ist. Gene sind zu Informationseinheiten geworden, für die hohe Preise entrichtet werden. Das gilt auch andersherum: Geld garantiert gute Gene! Der amerikanische Präsident Donald Trump zum Beispiel führt seine Erfolge als Geschäftsmann auf seine »winning genes« zurück: »Alle Menschen sind gleich. Nun, das ist nicht ganz richtig, denn einige sind schlau, andere nicht. Man muss die richtigen Gene haben. Ich glaube an die Gene. Ich bin stolz auf mein deutsches Blut. Keine Frage. Ein großartiger Stoff.«<sup>9</sup>

Trump, der den Grundstock seines Vermögen einer (durch Steuerhinterziehung) erworbenen Erbschaft von seinem Vater verdankt, steht exemplarisch für einen neuen Diskurs, bei dem Kapital und biologische IDENTITÄT in eins gesetzt werden: Wer reich ist, verdankt dies seinen biologischen Anlagen. Allerdings ist auch das Geld ein Schriftsystem: das

wirkmächtigste aller Schriftsysteme. Aussagen wie die von Trump erzählen davon, dass die in die Schrift ausgelagerten IDENTITÄTEN inzwischen zu einem integralen Bestandteil unserer emotionalen, leiblichen, prozessualen IDENTITÄTEN geworden sind. IDENTITÄT ist wie eine Zwiebel: viele Hüllen, wenig Kern, und beim Schälen kommen einem die Tränen.

1 – Christina von Braun: Blutsbande. Verwandtschaft als Kulturgeschichte. Berlin 2018, S. 401-404.

2 – Jack Goody/Ian Watt: Konsequenzen der Literalität. In: Dies. u. Kathleen Gough (Hg.): Entstehung und Folgen der Schriftkultur, mit einer Einleitung von Heinz Schläffer, übers. v. Friedhelm Herberth. Frankfurt/M. 1986, S. 63-122, hier: S. 71f.

3 – Vilém Flusser: Für eine Philosophie der Fotografie. 5. Aufl., Göttingen 1991, S. 16.

4 – New York Times International Edition. 6.-7. Oktober 2018, S. 9.

5 – Associated Press, 16.5.2017.

6 – Gíslí Pálsson: The Web of Kin. An Online Genealogical Machine. In: Sandra Bamford/James Leach (Hg.): Kinship and Beyond. The Genealogical Model Reconsidered. New York/Oxford 2009, S. 84-110, hier: S. 96, 102, 106.

7 – Ebd., S. 97.

8 – Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Originalausg. 1983, übers. v. Benedict Burkart u. Christoph Münz, Berlin 1998.

9 – Donald Trump: Science and Social Justice. Center for Genetics and Society, 18.12.2016.

**Lukas Bärfuss**

**PYGMÄE**

Im Tandem mit Christina von Braun

**IDENTITÄT**

Vor einiger Zeit war ich in eine psychiatrische Klinik am Zürichsee eingeladen, um vor Ärzten einen Vortrag über »die Würde« zu halten.

Ich hätte die Einladung nicht angenommen, wenn dieser Begriff für mich nicht seit langer Zeit ein Stein des Anstoßes gewesen wäre, ein Wort, über dessen Bedeutung ich mir immer wieder den Kopf zerbrochen und an das ich in verschiedenen Formen, in Stücken, in Romanen, in Essays, eine Annäherung gesucht hatte. Ausgehend von der Frage, ob auch fiktive Personen eine Würde besitzen, die geschützt werden will, oder ob sie mit gutem Recht der Willkür des Autors ausgesetzt sind, von ihm gedemütigt, entblößt, der Lächerlichkeit preisgegeben werden dürfen, erläuterte ich vor den Ärzten die Geschichte dieses Begriffes. Ich riss kurz die Bedeutung bei Kant in der *Grundlegung der Metaphysik der Sitten* an, um dann länger auf Friedrich Schillers Aufsatz über *Anmut und Würde* aus dem Jahre 1793 einzugehen.

Schiller meint dort an einer Stelle, Würde werde mehr im Leiden, Anmut mehr im Betragen gefordert und gezeigt, was mir Anlass war, über die beinahe lebenslange Krankheit, über Schillers Leiden und Schmerzen zu reden und den Autopsiebericht zu zitieren, in dem sich der Arzt wunderte, wie Schiller mit diesen Organen so lange habe leben können. Ich rief die Hilflosigkeit der damaligen Medizin in Erinnerung, die kaum Möglichkeiten kannte, Schmerzen zu lindern, geschweige denn Krankheiten zu heilen.

Meine These war, dass sich die Würde ebenso in die Geschichte des Trostes einreihe wie Susan Sontag es für den Begriff der Schönheit definiert hatte.

Ich wies auf die Aporien hin, etwa auf die Tatsache, dass das Schweizerische Tierschutzgesetz ausdrücklich die Würde des Tieres schütze, nicht hingegen sein Leben. Man darf die Kreatur verzwecken, sie in den Dienst einer Sache stellen, die man für übergeordnet hält, etwa die Ernährung und die Gesundheit des Menschen. Und ich versuchte darzulegen, wie widersprüchlich es sei, jedem Menschen eine unveräußerliche Würde zuzuschreiben, die sich gleichzeitig nicht auf seinen Körper erstreckt. Die Würde des Menschen sei unantastbar, definiere das Grundgesetz, aber erst durch die Antastbarkeit, durch die Berührung, die Untersuchung, die Operation, die pharmazeutische Therapie würden die Fortschritte in der Medizin überhaupt möglich. Hier verwies ich auf die Laborberichte des Berner Forschers und Schriftstellers Albrecht von Haller, der im achtzehnten Jahrhundert die Grundlagen der modernen Physiologie gelegt und zu diesem Zwecke Hunderte von Tieren bei lebendigem Leibe sezirt hatte. Fortschritt, so mein Punkt, schien nur möglich zu sein, wenn die Unantastbarkeit der Würde verletzt werde.

Hier kam ich zurück auf Schiller, auf seine so erhellende wie problematische Definition der Würde. Sie liege nämlich in »der Beherrschung der unwillkürlichen Bewegungen«. Es schien mir offensichtlich, dass die moderne Gesellschaft sehr viel unternahm, um genau diese unwillkürlichen Bewegungen zu unterbinden, und zwar nicht nur bei Menschen, die durch Alter oder Krankheit ihre Bewegungen nicht mehr kontrollieren können. Die pränatale Diagnostik verhindere, dass Menschen, die durch Behinderung ihre unwillkürlichen Bewegungen niemals würden beherrschen können, gar

nicht erst geboren werden. Dieses Konzept, das die Würde mit Kontrolle und damit mit Macht verbindet, wollte ich kritisieren und wies darauf hin, dass der lateinische Begriff für Würde, nämlich ›dignitas‹, ursprünglich die Hoden eines Hirsches bezeichnete, ein Organ, das für Virilität, also für männliche Potenz steht.

Falls man an diesem Begriff festhalten wolle, so mein Vorschlag, dann solle man die Würde als soziale Erscheinung begreifen und auf die Gesellschaft ausdehnen. Die Beherrschung der unwillkürlichen Bewegungen versage auch in sozialen Gruppen. So schien mir beispielsweise die Angst vor dem Fremden, vor dem Anderen, eine solche soziale, unwillkürliche Bewegung zu sein, die eine würdevolle Gesellschaft beherrschen sollte. Es ist offensichtlich, dass ein Begriff, der den Wert eines Menschen an der Herrschaft über seinen Körper definiert, in einen unauflösbaren Widerspruch gerät. Der Artikel 1 des Deutschen Grundgesetzes (»Die Würde des Menschen ist unantastbar«) wurde von den Mitgliedern des Parlamentarischen Rates vor dem Hintergrund des millionenfachen Mordes durch die Nazis formuliert. Dies bedeutete in der Konsequenz, dass die Opfer in den Vernichtungslagern ihre Würde und damit ihre Menschlichkeit verloren hatten. Bei dieser Gelegenheit, während der Vorbereitung meiner Rede, erinnerte ich mich an einen der wichtigsten Zeugen in dieser Sache, an Primo Levi, an eine Stelle in seinem Bericht *Ist das ein Mensch?* über seine Zeit in Auschwitz. Wenn ich mich richtig entsann, definierte er dort einen Menschen als jenen, der töte, der Unrecht zufüge oder erleide.

Nach einigem Blättern fand ich die entsprechende Stelle, auf der Seite 163 in der Hanser-Ausgabe aus dem Jahre 1991. Sie lautet: »Mensch ist, wer tötet, Mensch ist, wer Unrecht zufügt oder erleidet; kein Mensch ist, wer jede Zurückhaltung verloren hat und sein Bett mit einem Leichnam teilt. Und wer darauf gewartet hat, bis sein Sterben zu Ende ist, damit er ihm ein Viertel Brot abnehmen kann, der ist, wenngleich ohne Schuld, vom Vorbild des denkenden Menschen weiter entfernt als der roheste Pygmäe und der grausamste Sadist.«

Damit stand ich plötzlich vor einem ganz anderen Problem, das ich hier nur in aller Kürze umreißen kann.

Der Begriff PYGMÄE hat eine lange, wechselvolle Geschichte. Er taucht bereits bei Homer und bei Herodot auf, dort als Bezeichnung eines zwerghaften Volkes, das an den Ufern des Okeanos lebt, mit den Kranichen im Krieg steht und irgendwann auch den Helden Herakles angreift. Der Begriff bedeutet im Griechischen ›faustgroß‹ und geistert als Phantasma durch die Geistesgeschichte, als Frage, ob diese Menschen eine Erfindung seien oder tatsächlich existierten.

Der britische Naturforscher Edward Tyson meinte im Jahr 1699 anhand eines Schimpansen-skeletts den Beweis gefunden zu haben, dass die PYGMÄEN keine Legende seien, sondern tatsächlich existierten, und versuchte, sie in den Stammbaum des Menschen einzuordnen, allerdings, und das verwundert nicht, definierte er sie als minderwertig. Trotz seiner zahlreichen Irrtümer gilt Tyson als Begründer der vergleichenden Anatomie. Die sogenannte Rassenkunde im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert definierte PYGMÄEN als

»primitive, nomadisierende Sammler und Jäger, die meist in kleinen Horden ohne Häuptlinge leben und als soziale Organisation nur die Einzelfamilie besitzen...«, wie der *Große Brockhaus* von 1933 noch zu berichten wusste. Das Stereotyp diente dazu, die weiße Vorherrschaft in Afrika durch die Gegensätze ›groß‹ und ›klein‹, ›zivilisiert‹ und ›unzivilisiert‹, ›Kultur‹ und ›Natur‹ zu untermauern. Bis in unsere Tage ist PYGMÄE als Schimpfwort gebräuchlich, beispielsweise beim Politiker Franz Josef Strauß und in den Comics *Tim und Struppi* des Belgiers Hergé, in denen der alkoholranke Kapitän Haddock häufig zu diesem Ausdruck greift. Die moderne Sprachforschung hat die rassistischen und kolonialistischen Konnotationen sehr klar und eindeutig herausgearbeitet und fordert, den Begriff ersatzlos zu streichen.

Primo Levi, einer der wichtigsten Zeugen für die Shoa, ein großer Lehrmeister, nicht nur für mich, sondern für die ganze Welt, ein Schriftsteller, der vom Ende aller Menschlichkeit berichtet, benutzt ein rassistisches Stereotyp, spricht den sogenannten PYGMÄEN die Menschlichkeit ab und setzt sie auf die Stufe von Sadisten? Was sollte ich damit anfangen? Konnte ich diese Stelle in meinem Vortrag zitieren? Hätte ich dann nicht eine ganz andere Diskussion eröffnet? Sollte ich den zweiten Satz einfach weglassen? Wieso glaubte ich, dass ein Mensch, der Auschwitz überlebt hat, frei von rassistischen Vorurteilen sein sollte? War das nicht die Übernahme der Täterlogik, die Idee, dass jemand, der durch diese Lager gegangen war, gewissermaßen ›gereinigt‹ sein müsse von solchen Vorstellungen? Wie hatte dieser Begriff Eingang in das Buch gefunden? Warum hatte niemand, kein

Verleger, kein Lektor, den Autor darauf hingewiesen? Was machen wir heute mit dieser Stelle, nach den Jahrzehnten der Diskussion über Huckleberry Finn, über Pippi Langstrumpf, über Oliver Twist, alles Bücher, die in der einen oder anderen Form genau dieses Problem aufwerfen?

**Sabine Leutheusser-Schnarrenberger**  
**RECHTSSTAAT**

Im Tandem mit Marcel Beyer  
**HOOLIGANMORAL**

Der im aktuellen Politikjargon inflationäre Rückgriff auf den RECHTSSTAAT als Begriff eines Staates, dem bei der Bewältigung gegenwärtiger Krisen die Rolle des zentralen Akteurs zugewiesen werden soll, macht stutzig. Nicht allein der Häufigkeit seiner Verwendung wegen.

Bei zunehmend populistisch geprägter Politik scheint es verlockend, als positiv besetzt geltende Begriffe wie den des RECHTSSTAATS häufiger, als es sinnvoll ist, in politische Texte einzuträufeln. Mehr noch verwundert es, dass der RECHTSSTAAT als Mittel der Krisenbewältigung von Vertretern unterschiedlichster Politik und in der Verfolgung verschiedenster, oft gegensätzlicher Ziele und Zwecke beansprucht wird. Das verweist auf das Fehlen eines gemeinsamen Verständnisses davon, was den Staat zum RECHTSSTAAT macht und was dieser zur Bewältigung gesellschaftlicher Krisen beizutragen vermag.

Was also ist gemeint, wenn vom RECHTSSTAAT die Rede ist? Zunächst war es das gegen den in seiner Macht unbeschränkten Obrigkeits- und Polizeistaat gerichtete bürgerlich-liberale Aufbegehren des 18. und 19. Jahrhunderts, das zu einem ersten Rechtsstaatsverständnis führte, wonach das bis dahin potentiell willkürliche Handeln des Staates und seiner Organe Kontrollen und Beschränkungen unterworfen werden müsse. Mit diesem Ziel entwickelten sich in einem mühsamen und in Deutschland verspäteten politischen Prozess jene Bestimmungsmerkmale des klassischen RECHTSSTAATS, die bis heute in unserem Rechtsstaatsdenken verankert sind.

Es handelte sich um die in ihrer Wirkung verschränkten Prinzipien (a) der Gewaltenteilung (b)

der Unabhängigkeit der Justiz (c) der an das Gesetz gebundenen Verwaltung (d) des gerichtlichen Rechtsschutzes gegen Verwaltungseingriffe sowie (e) des Anspruchs auf Entschädigung bei Enteignungen, also um Prinzipien, ohne deren Geltung Rechtsstaatlichkeit auch heute bloße Fiktion wäre.

Allerdings hatte es schon bald Stimmen weit-sichtiger Staatsrechtler gegeben, die zwar auch die mit den genannten Prinzipien gewährleistete Rechtsbindung und Rechtsförmigkeit staatlichen Handelns als unabdingbar betonten, aber gleichzeitig forderten, bei diesen nur formalen Bestimmungen des RECHTSSTAATS nicht stehenzubleiben. Die Verletzung des Rechts durch staatliche Organe sei zwar ein schlimmes Übel in einem Staat, der RECHTSSTAAT sein wolle. Aber darüber hinaus sei ein Staat, in welchem auch Unrecht gesetzlich bestehe oder bestehen könne, nicht als RECHTSSTAAT anzusehen. Auch dann nicht, wenn er sich an die bestehenden Gesetze halte.

Mit der damit erhobenen Forderung nach der Ergänzung des notwendigen, aber nicht hinreichenden formalen Prinzips der Rechtsförmigkeit staatlichen Handelns um das materiale Prinzip des richtigen Rechts, also der Gerechtigkeit staatlichen Handelns, war ein Qualitätssprung im Rechtsstaatsdenken markiert. Ein Sprung vom formellen zum materiellen RECHTSSTAAT, dessen Realisierung in Deutschland allerdings bis zur Verabschiedung des Grundgesetzes im Jahre 1949 auf sich warten ließ. Es bedurfte erst der nationalsozialistischen Katastrophe und der mit ihr erzwungenen Lehren aus den Defiziten der Weimarer Republik und ihrer Verfassung: Einer Verfassung, die mit ihrem Grundrechtekatalog zwar die formellen

Rechtsstaatsbedingungen durchaus vorbildlich erfüllte, jedoch nur schwache Sicherungen enthielt, die die Pervertierung des RECHTSSTAATS in die Nazi-Diktatur hätten verhindern können.

Daraus hat man 1949 Konsequenzen gezogen: Die Bundesrepublik wurde legal-unabänderlich als materieller RECHTSSTAAT verfasst. Als Staat, der sowohl (formell) an das geltende Recht wie auch (materiell) an die sittliche Idee des richtigen Rechts, der Gerechtigkeit, gebunden ist. Anders als die Weimarer Verfassung, in der die Grundrechte nur nach Maßgabe der Gesetze garantiert wurden, bestimmt nun das Grundgesetz umgekehrt, dass der Gesetzgeber, die vollziehende Gewalt und die Rechtsprechung an die Grundrechte als übergesetzliches, unmittelbar geltendes Recht gebunden sind. Verfassungsrechtlich zeigt sich dies prägnant an der ›Ewigkeitsgarantie‹ des Art. 79 Abs. 3 GG und der ›Wesensgehaltsgarantie‹ des Art. 19 GG. Der ›Ewigkeitsgarantie‹ zufolge sind selbst dem verfassungsändernden, also dem mit zwei Dritteln Mehrheit ausgestatteten Gesetzgeber Grundgesetzänderungen verboten, mit denen die im Art. 1 GG unter staatliches Achtungs- und Schutzgebot gestellte Würde des Menschen angetastet oder die vom Art. 20 GG erfassten Prinzipien, wozu das Demokratie-, Sozialstaats- und das Rechtsstaatsprinzip gehören, verletzt würden. Die ›Wesensgehaltsgarantie‹ verbietet alle gesetzlichen Eingriffe in die Grundrechte, die deren Wesensgehalt antasten.

Damit sind nun jene Bestimmungen erfasst, die den Staat zum RECHTSSTAAT formen und deren Beachtung, in den Worten des Bundesverfassungsgerichts, die Grundordnung der Bundesrepublik Deutschland nicht nur zur demokratischen, sondern

zur ›freiheitlichen demokratischen‹ macht. Als solche dient sie der Domestizierung des Staates. Sie schützt die Grundrechte des Einzelnen und der Minderheiten vor übermäßigen Eingriffen der Staatsgewalt und bewahrt den demokratischen Staat davor, zur illiberalen Demokratie, zur Despotie der Mehrheit zu entarten.

Dieses hier skizzierte Verständnis vorausgesetzt, kommt man nicht umhin, große Teile des aktuell überbordenden Geredes vom RECHTSSTAAT entweder als Unfug oder aber als arglistig irreführend zu bewerten. Damit sind ernstzunehmende Gefährdungen des RECHTSSTAATS verbunden, die sich drei unterschiedlichen Stoßrichtungen zuordnen lassen.

Erstens jener Stoßrichtung, die sich eine Dialektik zu Nutze macht, die dadurch entsteht, dass mit der materiellen Fassung des RECHTSSTAATS der Staat ja nicht mehr nur an seine formellen Bestimmungen, sondern an die in den Grundrechten enthaltene Wertordnung gebunden ist: an eine objektive Wertordnung, die zu achten und zu schützen er verpflichtet ist. Neben die staatliche Pflicht zur Achtung der Grundrechte tritt seine Pflicht zum Schutz der Grundrechte, was besonders in den Fällen bedeutsam wird, in denen die Grundrechte der Bürger nicht vor staatlichen Eingriffen, sondern vor Eingriffen seitens anderer Bürger zu bewahren sind. Dies ist regelmäßig im Bereich der Inneren Sicherheit, also immer dann der Fall, wenn der Staat zur Kriminalitätsbekämpfung in die Freiheitsrechte unbescholtener Bürgerinnen und Bürger einzugreifen trachtet. Grundrechtsschutz durch Grundrechtseingriff, so heißt diese Rechtsfigur, die immer die Frage aufwirft: Wie viel individuelle



Freiheit darf in einer freiheitlichen Demokratie zugunsten erhöhter Sicherheit aufgegeben werden? Sicherheit und Freiheit geraten in eine Spannung, deren Auflösung jeweils sorgfältiger Abwägungen bedarf.

Hier nun setzt die den materiellen RECHTSSTAAT kritisierende Stoßrichtung an, in dem sie fälschlicherweise die Existenz eines im Grundgesetz immanent enthaltenen Grundrechts auf Sicherheit behauptet. Gäbe es, so das Kalkül, ein Grundrecht auf Sicherheit, dann hätten die Bürgerinnen und Bürger ein subjektives einklagbares Anrecht auf Sicherheit, womit, und das ist das Ziel der Kritik, beliebige Eingriffsbefugnisse des Staates legitimiert werden könnten; ein Anrecht aber auch, das von keinem noch so starken Staat befriedigt werden könnte.

Die zweite Stoßrichtung zielt direkt ins Herz des materiellen RECHTSSTAATS. So ist es einem der Bewerber um den CDU-Vorsitz vorbehalten, in der Öffnung der deutschen Grenzen für Flüchtlinge »eine Selbstpreisgabe des modernen demokratischen RECHTSSTAATS« zu sehen. Dass man in dieser ach so tiefen Sorge um den RECHTSSTAAT den Anschluss an die gegen die Bundeskanzlerin gerichteten einschlägigen Verbalinjurien der AfD sucht und findet, stört offensichtlich ebenso wenig, wie die im gleichen Atemzug dezidiert vertretene Rechtsauffassung, dass die Unantastbarkeit der Menschenwürde des Artikels 1 GG, das Kernstück des materiellen RECHTSSTAATS, für Abwägungen geöffnet, relativiert, das heißt unter Gesetzesvorbehalt gestellt werden müsse. Dass damit der materielle RECHTSSTAAT tot, der Grundrechtsschutz fundamental geschwächt und seine Krisenfestigkeit verloren wäre und beispielsweise auch die Folter

wieder möglich würde, scheint gewollt.

Ganz unverschleiert ist nun die dritte Stoßrichtung der Rede vom RECHTSSTAAT bei jenen, die sich mit Victor Orbán darin einig sind, dass der freiheitliche RECHTSSTAAT zu Gunsten einer Demokratie ohne Rechte, einer illiberalen Demokratie umgestaltet werden müsse. In einen autokratisch beherrschten, ethno-nationalistischen und kulturhomogenen Staat, in dem die Presse-, Meinungs-, Religions- und Wissenschaftsfreiheit und die Grundrechte in ihrer Funktion als Minderheitenschutz ebenso wie die Gewaltenteilung und die Unabhängigkeit der Justiz nur störende Elemente eines vorgeblich fehlgeleiteten westlichen Liberalismus sind.

Alle drei Stoßrichtungen reagieren darauf, dass zunehmende Teile der Bevölkerung einer Sehnsucht nach dem starken autoritären Staat, dem Leviathan, verfallen und der freiheitlichen Demokratie mit ihren Freiheitszumutungen überdrüssig werden. »Ein Volk, das von seiner Regierung nichts fordert als das Wahre der Ordnung, ist in seinem Innersten bereits Sklave, es ist Sklave seines Wohlergehens und der Mann, der es in Ketten legen soll, kann auftreten.« Diese Einsicht Alexis de Tocquevilles sollte Antrieb genug sein, um gegen diese Tendenz alle Kraft zu mobilisieren.

**Marcel Beyer**  
HOOLIGANMORAL

Im Tandem mit  
Sabine Leutheusser-Schnarrenberger  
RECHTSSTAAT

Gespräche über Bäume werden nicht geführt, und doch geistert Natur durch die Kneipengespräche der jungen Kriegsveteranen von Ende zwanzig, Anfang dreißig, denen ich gelegentlich folge. Ein Streifen Wiese zum Beispiel, im Frühjahr vor der Terrasse ausgesät, an Sommersamstagen gemäht, eine nichtssagende Allerweltswiese, und doch bietet sie, mit dem, was sie nicht ist, mit dem, was niemand sehen kann, ein Bild aus einer völlig anderen Welt.

Die Veteranen tauschen sich über eigene und fremde Erlebnisse auf den Kriegsschauplätzen der zurückliegenden Jahre aus, sie sprechen von Mali, vom Irak, und immer wieder kommt in solchen Gesprächen die Rede auf Afghanistan, als sei die Zeit in manchen Weltgegenden im Jahr 1979 einfach stehengeblieben.

Einmal erwähnt einer beiläufig einen »Kollegen«, der nach Afghanistan gegangen sei, bis dahin »ein lebendiger, kluger Typ mit Ausstrahlung«, doch während des Einsatzes sei er »ausgeklinkt«, nachdem er eine Frau bei lebendigem Leibe hatte verbrennen sehen.

Worauf ein EUROPOL-Mitarbeiter, der selbst vier Jahre in Afghanistan verbracht hat, erzählt, wie er gemeinsam mit Freunden im Camp eine Bar eingerichtet habe, vierzig Sorten Whisky im Angebot, was auch die Diplomaten ins Camp lockte. Während er, der ganz in der Erinnerung an sein Leben als Bartender aufgeht, vermutlich kaum Schwierigkeiten hätte, alle vierzig Whiskysorten einzeln aufzulisten, skizziert er die Welt jenseits dieser trügerischen, der Benebelung dienenden Idylle nur knapp: »sechs Anschläge pro Woche« – »ein Selbstmordattentäter« – »die Reste hingen über dem Gartenzaun« – »drumherum lagen Tote.«

»Das ist die Welt«, sagt der Veteran. Zuvor haben wir erst eine Runde Eierlikör, dann eine Runde Pfeffi, dann eine Runde Talisker getrunken.

Und wieder ein anderer bringt dann – an einem anderen Abend, mit wenigen Gästen, kein Fußball im Fernsehen, nur einer der sieben Bildschirme ist eingeschaltet – die Natur ins Spiel, das Stück Rasen, die Allerweltswiese, da er von seinem Schwager berichtet: Der sei »ja auch wieder in Afghanistan ... das neunzehnte Mal oder so ... der ist seelisch erledigt ... der kann auf keine Wiese mehr gehen, weil er gesehen hat, wie Kinder auf Tretminen getreten sind.«

Im Fernsehen hat unterdessen die Operation-Desert-Storm-Klamotte *Hot Shots! Der zweite Versuch* aus dem Jahr 1993 begonnen, mit dem für sein nicht eben sehr erfolgreiches Anger-Management bekannten Charlie Sheen in der Hauptrolle. Ich bin wohl der einzige am Tisch, dessen Ohr in diesem Moment die berühmte Dialogzeile einfängt: »Danke, Topper, ich kann wieder töten. Mein Leben hat wieder einen Sinn.«

Handtellerszenen.

Nicht: »Das ist der Krieg.« Sondern: »Das ist die Welt.«

Einsätze enden – der Krieg aber endet nie.

•

Eine andere Handtellerszene: In Berlin feixt der Bundesinnen- und Heimatminister während einer Pressekonferenz: »Ausgerechnet an meinem 69. Geburtstag sind 69 – das war von mir nicht so bestellt – Personen nach Afghanistan zurückgeführt worden.«

Heimat herrscht, wenn ich mich selbst

ausnehmend gut leiden kann. Sicherheit herrscht, wenn es zurück geht nach Afghanistan.

Schadenfreude als Lebenselixier.

•

Die Welt befindet sich in einem permanenten Kriegszustand. Die Vorgesetzten sind mit sich selbst beschäftigt. Von der Welt da draußen wissen sie nichts.

Man kann niemandem trauen – jeder könnte ein Verräter sein. Man agiert als Einzelkämpfer. Von Zeit zu Zeit schließt man sich mit anderen Einzelkämpfern zu einer Horde zusammen, um einen Einsatz gegen einen übermächtigen Gegner gemeinsam durchzuführen.

Der Gegner stellt grundsätzlich eine Übermacht dar. Man kann Schlachten gewinnen, doch nie den Krieg. Denn die Welt befindet sich in einem permanenten Kriegszustand.

•

»Die besten Quarzsandhandschuhe hier auf Amazon: Black Snake Herren Quarzsandhandschuhe S-XXL Defender in schwarz Security, 2,6 von 5 Sternen.« Oder: »Winter Quarzsandhandschuh aus echtem Leder mit Fleece-Futter Warm Defender, 5 von 5 Sternen.«

Dagegen geben die Bestseller-Best-Ager mit ihrem frustrierten Gesichtsausdruck, als mühten sie sich seit Jahrzehnten vergeblich, das Nibelungenlied in ein Tortendiagramm zu pressen, ein Bild unfreiwilliger Niedlichkeit ab. Dicke Bücher mit Fußnoten und Literaturangaben, Quellenstudium, Prozentzahlen und Statistiken, das ganze Repertoire beflissener Seriositätsgesten – alles Kappes, alles siebziger

Jahre, alles Sozialkundeunterricht aus einer untergegangenen Epoche. »Ich will meine alte Bundesrepublik zurück.«

»Amazon's Choice: Quarzsandhandschuh mit Schnitenschutz Level 5 DuPont Kevlar High Performance, einige Größen / Farben sind für Prime qualifiziert, kostenlose Lieferung, 5 von 5 Sternen.«

•

Auf allen Bildschirmen läuft Fußball. Draußen in der Raucherecke zeichnet währenddessen ein Gast, den ich noch nicht kenne, mit ein paar Strichen seinen Lebensweg: fünf Jahre in Bern gearbeitet, geheiratet, mit seiner Frau nach Dresden zurückgekehrt, Familie gegründet. »Früher«, sagt er in den milden Oktoberabend hinein eher zu sich selbst als zu seinen Zuhörern, sei auch er fußballinfiziert gewesen, doch heute nicht mehr, denn: »Da kommen Emotionen hoch, auf die ich gut verzichten kann.«

Wer sich mit Hooligans – oder eben mit ehemaligen Hooligans – unterhält, wird aus diesen »Emotionen« eine feine Anspielung heraushören. Hier ist nicht von Emotionen im Sinne des Rührseligkeits-Privatfernsehens die Rede oder von »Brigitte-Woman-Emotionen«, sondern von einer Gefühlslage, die unter Verabreichung von Steroiden gezielt hervorgerufen wird: vom sogenannten »roid rage«, dem unbeherrschbaren, zu Gewaltausbrüchen führenden Zorn, in den sich Bodybuilder und Kampfsportler hineinsteigern, um die Hemmschwelle gegenüber anderen zu senken und die Illusion eigener Unverwundbarkeit zu stärken.

•

Unendlicher Zorn. Denn der Krieg endet nie. Weder mit einem Sieg, noch mit einer Niederlage. Krieg stellt ein die Welt konstituierendes, labiles Gefüge dar – aus Überlegenheit und Unterlegenheit, Vorstoß und Rückzug, Angriff und Verteidigung. Das einzige, was den Krieg beenden kann, ist der eigene Tod.



Vor dem Hintergrund eines Weltbilds, das aus den Sphären des Militärs, des Kampfsports, der Hooliganszene auf das Feld der politischen Auseinandersetzung ausgreift und Sphäre um Sphäre des gemeinschaftlichen Zusammenlebens in ein potentiell Schlachtfeld verwandelt, auf dem jeder Wiesenstreifen ein Minenfeld sein und über jedem Gartenzaun die Reste eines Selbstmordattentäters hängen könnten, vor dem Hintergrund eines Weltbilds also, das von der Vorstellung temporärer Terraingewinne und -verluste ausgeht, wobei von der verbalen Erniedrigung bis zur Androhung körperlicher Gewalt jeder schmutzige Trick psychologischer Kriegsführung ›legitim‹ sei, nützt der in gutbürgerlichen Kreisen derzeit vielbeschworene Rechtsstaat erst einmal gar nichts.

Wenn ein Kind türkischer Eltern auf der Straße von Hools als ›Feind‹ ›erkannt‹ und mit einem Tschechenböllern beworfen wird, wenn der Vater als einziger einschreitet und der Rest der Gesellschaft sich, durch den Gardinenspalt glotzend, vornehm zurückhält, wenn also selbst intelligente Menschen die Ansicht vertreten, erlaubt sei, was nicht ausdrücklich verboten ist, und um den Rest kümmern sich dann Polizei und Staatsanwaltschaft und Richter, insbesondere natürlich in jenen Gegenden, die als ›No-go-Areas‹ zu bezeichnen man sich angewöhnt

hat, damit die eigenen Kinder das schlimme O-Wort nicht zu häufig hören, ›Ostdeutschland‹: Dann hat die Gesellschaft sich als Ganzes, Ost und West, bereits geschlagen gegeben.



Die Hooligans, die dem DFB ›den Krieg‹ erklärt haben, werden ihre Quarzsandhandschuhe nicht an Amazon zurückschicken, sollte der DFB sich eines Tages selbst auflösen.

Die Politiktreibenden, die in Jagd- und Schubsgemeinschaften wie der AfD zusammengefunden haben, werden ihre Menschenverachtung nicht ablegen, sollten eines Tages ›die Grenzen dicht‹, sollten sie eines Tages selbst an der Regierung, sollte eines Tages ›das System‹ in sich zusammengebrochen sein.



Wir sprechen, um zu schaden.

**Svenja Flaßpöhler**  
MISSVERSTEHEN

Im Tandem mit Dagmara Kraus  
ÜBERFREMDUNG

Das Präfix ›miss-‹ bezeichnet eine Störung. Es zeigt an: Etwas funktioniert nicht. Ein Ton klingt schief (Misston). Ein Vertrauen wird erschüttert (Misstrauen). Oder eben: Ein Satz, ein Symbol, eine Handlung wird nicht korrekt verstanden. Das MISSVERSTEHEN ist der Gegenstand dieses Essays. Dessen zentrale Beobachtung lautet: Wir leben in einer Zeit, in der die Sorge, nicht richtig gedeutet zu werden, groß ist. So unternehmen wir viel, um Missdeutungen von vornherein zu vermeiden. Bedeutungsoffenheit wird zunehmend als Zumutung empfunden.

Beginnen wir mit einem besonders eindrücklichen Beispiel. In einer Email, WhatsApp-Nachricht oder SMS werden Aussagen allzu oft, wie man weiß, durch ein lachendes oder weinendes Gesicht, ein Herz oder auch einen Kothaufen ergänzt. Wenn ich in einer Email Ironie verwende, mir aber nicht sicher bin, dass die Ironie auch wirklich beim Empfänger ankommt, kann ich, um kein Risiko einzugehen, ein sogenanntes Emoji einsetzen – und genau das passiert weltweit täglich millionenfach. Die Piktogramme haben nicht nur den Vorteil, über Sprachgrenzen hinweg verstanden zu werden, sie vereindeutigen zudem Schriftzeichen, die eine hermeneutische Vieldeutigkeit mit sich bringen, und zwar wesensmäßig.

Damit wäre bereits ein entscheidender Grund für das Begehren nach Missverständnis-Vermeidung benannt: Das digitale Zeitalter ist ein Zeitalter der schriftlichen Kommunikation. Wo man früher mangels Alternativen direkt miteinander sprach oder telefonierte, verwendet man heute Kurznachrichtendienste oder schreibt Mails. Im Medium der Schrift entfallen hermeneutische Hilfestellungen wie z. B. ein ironischer Gesichtsausdruck oder ein Lachen in

der Stimme. In einer Kurznachricht entfällt zudem die Ausführlichkeit und zumeist auch die Sorgfalt. Eines von beidem aber, Ausführlichkeit oder Sorgfalt, ist in der Regel mindestens notwendig, um eine Intention im Medium Schrift hinreichend zu verdeutlichen.

Doch es wäre verkürzt, würde man die auffällige Tendenz zur Eindeutigkeit allein mit der zunehmenden Verschriftlichung von Kommunikation erklären. Hinzu kommt ein psychischer Aspekt, den der Arabist Thomas Bauer in seinem Buch *Die Vereindeutigung der Welt* mit dem Begriff »Ambiguitätsintoleranz« bezeichnet. Ambiguitätsintoleranz, das meint eine mentale Abwehr gegen alles, was widersprüchlich, oszillierend, mehrdeutig ist. Der Mensch hat, folgt man Bauer, offenbar ein Bedürfnis nach Klarheit: Ein Ding ist entweder A oder B. Eine Person entweder Mann oder Frau. Ein Tier entweder ein Hund oder eine Katze. Alles, was dazwischen ist, irritiert und verunsichert, weshalb in unserer Wahrnehmung sofort ein gewisser Einordnungszwang anspringt. Ein buchstäbliches Schubladendenken, das Michel Foucault bereits in *Die Ordnung der Dinge* als dezidiert modernes Bestreben beschreibt und das nach Thomas Bauer gegenwärtig besonders stark ausgeprägt ist. Die Beispiele, die Letzterer anführt, sind vielfältig. Sie reichen von der Talkshow, in der jeder Gast mit genau einer plakativen These vorgestellt wird, bis hin zum Fitness-Tracker, der hilft, uneindeutige Körpersignale zu quantifizieren.

Den besten Beweis für seine These lässt Thomas Bauer allerdings, erstaunlicherweise, links liegen. Gemeint ist jene tautologische Selbst- und Fremdversicherung, die sich in dem Satz »Nein heißt nein« oder auch »Ja heißt ja« zeigt, den zentralen

Slogans heutiger feministischer Bewegungen. Einmal abgesehen von der – unbestreitbaren – Tatsache, dass Gewalt, handfeste Gewalt, keinerlei Deutungsspielraum lässt. Das derzeitige Bestreben, das gesamte Feld der Erotik zu kartieren, kann als Ausdruck krassester Ambiguitätsintoleranz gelesen werden: hier die gute Erotik, dort die schlechte. Hier die gewollte, dort die nicht gewollte. Hier Verführung, dort Belästigung. Wo bitte, fragen #metoo-Aktivistinnen, bleibt noch Raum für Missverständnisse, wenn man Augen im Kopf hat und empathiefähig ist? Als wäre Sexualität, als wären Triebe und Verlangen auf diese Weise zu denken. Als zeigte sich nicht gerade mit Blick aufs Begehren, dass der Mensch selbst ein zutiefst ambivalentes, ambiges, in sich vielschichtiges Wesen ist, aus dem ein Wille spricht, den er oft selbst am allerwenigsten versteht. Besonders frappierend ist, dass die meisten der »Yes means yes«-Befürworter und Befürworterinnen ihren Foucault ja durchaus gelesen haben. Der französische Historiker jedenfalls hätte seine helle Freude am feministischen Willen zu Taxonomie und Transparenz gehabt.

Und wer vom Verstehen respektive MISSVERSTEHEN spricht, darf von der Kunst natürlich nicht schweigen. Als »Konstellationen« hat Eugen Gomringer seine Gedichte einmal bezeichnet. So wie Sterne in Konstellationen zusammen gedacht werden, bilden auch die Elemente eines Gedichts eine Konstellation. Wer in den Himmel schaut, sieht vielleicht einen großen Bären, vielleicht auch einen großen Wagen, vielleicht ein Viereck, vielleicht gar nichts. Wer Gomringers Gedicht *avenidas* liest, erkennt in ihm vielleicht einen Ausdruck für die männliche Hochachtung des weiblichen

Geschlechts, vielleicht eine schlichte Aneinanderreihung spanischsprachiger Begriffe, vielleicht aber auch Sexismus. Aufgrund der letztgenannten hermeneutischen Option musste das Gedicht von der Wand der Alice-Salomon-Hochschule entfernt werden. In diesem Umgang mit Kunst zeigt sich ein im Grunde fundamentalistischer Zug, der sich derzeit auch im politischen Diskurs auf besorgniserregende Weise durchsetzt. So führt das tiefe Bedürfnis nach politischer Eindeutigkeit in weiten Teilen der Gesellschaft zu regelrechten Reinheitsphantasien oder schlichtweg Sprachlosigkeit. Das eigene politische Lager wird durch Abgrenzung und, wenn gar nichts mehr hilft, hartnäckiges Schweigen bewacht. Man hat sich nichts mehr zu sagen. Man versteht sich nicht. Dieses Nicht-Verstehen geht über ein MISSVERSTEHEN noch hinaus. Nicht-Verstehen meint: Wir sind in komplett unterschiedlichen Bedeutungssphären unterwegs. Oder, um das Wort zu zitieren, das Markus Söder verwendete, um eine grün-schwarze Koalition kategorisch auszuschließen: Die – Zitat – »Weltbilder« beider Parteien seien nun einmal unvereinbar.

Womit wir im Kern der heutigen Problemlage angekommen sind, nämlich einer vollkommenen Über- und Falschbewertung des Verstehens im menschlichen Miteinander. Verstehen, da war man sich philosophiehistorisch von Hegel bis Gadamer einig, ist nicht ein für alle Mal herstellbar, sondern ein unabschließbarer Prozess. Das Miss- und Nichtverstehen mithin ein gesunder, nicht wegzudenkender Teil demokratischer Auseinandersetzung. Was ich für die absolute Wahrheit halte, ist nur eine Wahrheit für mich, die es daher neu zu denken gilt. So Hegel in der *Phänomenologie des Geistes*. Genau diese



Einsicht ist der Motor des dialektischen Prozesses, der jedes Weltbild notwendig aufsprengt.

Doch, und mit dieser Dialektik will ich schließen: Auch die Möglichkeit des MISSVERSTEHENS kann klarerweise strategisch eingesetzt werden. Wenn Björn Höcke das Holocaust-Mahnmal als »Denkmal der Schande« bezeichnet und durch die Verwendung des doppeldeutigen Genitivs zwei Interpretationsoptionen eröffnet, ist das ein politischer Schachzug, der es erlaubt, sich im Zweifelsfall auf die harmlosere Variante zurückzuziehen. Das Ringen um Deutungshoheiten und das MISSVERSTEHEN als Grundzug menschlicher Interaktion entlastet uns mithin nicht vom Bestreben nach analytischer Genauigkeit. Und hermeneutischer Wachsamkeit.

**Dagmara Kraus**  
**ÜBERFREMDUNG**

Im Tandem mit Svenja Flaßpöhler  
**MISSVERSTEHEN**

ÜBERFREMDUNG ist ein genuin poetischer Begriff. Aber er hat, wie der Schriftsinn, eine wächserne Nase, die sich allzu leicht verbiegen lässt und die durch neonazistischen Wortmissbrauch zuletzt fast bis zur Unkenntlichkeit verbogen wurde. Jeder ›cereus nasus‹ sollte sich bekanntlich allerdings auch wieder zurecht- und ebenso zulinkbiegen lassen (einer zum Zumittbiegen findet sich überdies bestimmt auch).

Falls Sie jetzt von mir erwarten, angesichts eines giftigen Schlagworts mit einer politischen Auseinandersetzung konfrontiert zu werden, muss ich Sie enttäuschen. Stattdessen möchte ich den knappen Versuch wagen, die Wortgeschichte neu zu schreiben. Dazu gilt es, das Wort zunächst der negativen Aura seiner Verwandten ›Umvolkung‹ und Konsorten zu entziehen und es so weit wie möglich von seiner vordergründigen Konnotation zu befreien. Zu diesem Zweck soll es einer linguistisch-theologischen Wäsche unterzogen und so wieder fruchtbar gemacht werden für eine positive, vielleicht poetische Bedeutung, die ich seine eigentliche, erste zu sein behaupte. Darum werfe ich seine Nase hier in eine andere Nawa – wohl eher eine kleine, ihr silbenanagrammatisch gegenüberstehende Wanne – und sehe dann, ob ich bloß Gewäsch wringe oder ob der wächserne Sinn an die glatte Stelle im Gesicht des Deutschen zurückkehren mag, an welcher er seit langem fehlt, ohne dass es – ein Prüffall für Prufrocki? – jemand bemerkt hätte. Anders gesagt: Kann ein schwer belastetes Wort seine alte Haut spurlos abstreifen, sich häuten, ›faire peau neuve‹?

»Je näher man ein Wort ansieht«, beobachtete Karl Kraus, »desto ferner schaut es zurück«. Bis

es schließlich aus der Unsichtbarkeit zurückblickt, weil so hoch aufgelöst und mithin so weit entfernt, dass mit bloßem geistigen Auge nicht mehr erkennbar. Die Unsichtbarkeit, die ich meine, ließe sich hinsichtlich des Wortes ÜBERFREMDUNG in einem Atlas der Abwesenheiten irgendwo an der Grenze zur Weise- und Wesenlosigkeit verorten. Das Wort gehört seiner Anlage nach nämlich viel eher zum mittelalterlichen Vokabular der begriffsträchtigen deutschen Mystik, als in die Debatten einer anti-(im)migratorischen, antimuslimischen Gegenwart von AfD und Pegida. Aber es braucht sämtliche Phantasiekräfte im Bunde, um ein im rechtsradikalen Zusammenhang völlig heruntergekommenes, durch Propaganda fast bis zur Gänze ruiniertes Kompositum ins Offene, Mögliche umzuziehen, es dort anzusiedeln und vielleicht zu beheimaten. 25 Jahre Missbrauch und das Prädikat ›Unwort des Jahres 1993‹ können mit ein paar wenigen Sätzen kaum aus der Welt geschafft werden.

Karl Kraus sagt ›ferner‹, wo er womöglich auch ›fremder‹ hätte sagen können, verhielten sich ›nah‹ und ›fremd‹ anders zueinander, als als bloß quasi metonymisch diastasierte Gegenteile und wäre ›fremder‹ nicht ein intolerabler Komparativ. Ein Wort blickt doch eher ›fremder‹ zurück, zumindest befremdend, befremdlich, als dass es ›ferner‹ zurückschaute, wo aus nächster Nähe besehen. ›Ferner‹ heißt bei Kraus ›fremder‹, aber kann aus dargestelltem Grund so nicht bezeichnet werden. Was aber, wenn das unsteigerbare Adjektiv ›fremd‹<sup>1</sup> so weit ins Jenseits aller Sprachlogik gedrängt würde, dass es uns endlich ›überfremd‹ anschaut, ›überfremd‹ uns ›überfremd‹ anblickt? Das präpositionale

›über‹ kommt dabei dem Kniff gleich, mittels welchem die angedeutete Unmöglichkeit einer Steigerung von ›fremd‹ nach deutschen Wortbildungsnormen umgangen und in Richtung Superlativ übersprungen werden kann: ›Überfremd‹ bedeutet ›fremdest‹, wobei die Mehrstufe nicht existiert (es sei denn, sie ist im Wort ›fremd‹ selbst enthalten).

Nicht nur als Nominalkompositum, auch in seiner adjektivischen Eigenschaft scheint sich das Wort deutlich schief, ja nachgerade paradox zu verhalten: ›Überfremd‹ ist dem Deutschen überfremd und es würde gewiss niemanden wundern, wenn auch Georg Philipp Harsdörffers »Denckring«, der sämtliche Möglichkeiten der deutschen Sprache auf fünf gegeneinander zu drehenden Scheiben versammelt und komprimiert, sich ein solches Wort als potentiell deutsches nicht hätte drehen lassen.

Schließlich ist es in keinem der äußeren Lebensrealität zugehörigen Kontext verwendbar – die Poesie ausgenommen. Denn weder ein Wort, noch eine Person oder Gesellschaft können aufgrund der parasuperlativischen Wortabsurdität als ›überfremd‹ kategorisiert werden. Oder hörte jemand Überdieskau Überschubert-Übermüllers Überwinterreise anstimmen: »Fremd bin ich eingezogen, überfremd zieh' ich wieder aus ...« Dergleichen bedeutete doch, dass ich tot wieder ausziehe, da ›überfremd‹ in solch einer Konstellation nur synonym sein kann mit ›tot‹.

Folglich werde ich eher – und der Satz ist nur passiv noch formulierbar – ausgezogen.

Mit einem unausdenkbaren Superlativ ausgestattet und gastbeschenkt, zieht das überfremde Ich wieder aus und, falls nicht ins Jenseits, das ihm im Heimatland wahrscheinlich droht, zurück unter die Ausleute, weil es kein Asyl erhielt, abgeschoben

wurde und vom Staat nicht integriert. Als wäre es dabei mit einem alten, nurmehr neu adjustierten Stempel versehen worden, auf welchem nicht mehr »entartet« steht, sondern »überfremd«. Dass sich die Wortmode über die Jahrzehnte von der Heidegger-schen, schon bei den Mystikern beliebten Partikel ›ent-‹ zu ›über‹ wandelte, ist unwesentlich. Der Anklang mag jedenfalls ein weiterer Grund dafür sein, weshalb das Wort nur als Substantiv, kaum als Adjektiv, aber so gut wie nirgends als Verb in den Medien kursiert.

Die Potenzierung des Fremden mittels eines verkappten Steigerungspräfixes ins Paradoxe gehört, wie bereits angedeutet, zum Mystischen und zu dessen textuell überlieferter Erfahrungswelt. Nichtsdestotrotz taucht das Wort ÜBERFREMUNG weder in den Schriften Meister Eckharts, dieses ›deutlichsten‹ – um es einmal auszureizen – und zugleich zweifellos ›überfremdesten‹ Schriftstellers auf, noch bei Cusanus oder Tauler, die anderssprachige Mystik hier ausgenommen. Aber es könnte sich aufgrund seiner logischen Uneinholbarkeit durchaus in Werken der Mystikerinnen und Mystiker wiederfinden. Denn alle meinen sie es, wo sie Gott ansprechen – diesen einzigen, seiner ideellen Disposition nach tatsächlich Überfremden sowie die mystische Einung mit ihm.

›Unio mystica‹ scheint als ÜBERFREMUNG lesbar zu sein, zumal in der mystischen Literatur des Öfteren von ›Überbildung‹ und von höchster »Überformung« gesprochen wird. Wo ein Mystiker sich zur Gottheit erhebt, um auf intellektuellestatische Weise mit dieser eins zu werden, verlässt seine Seele alles vertraute Eigene

und wird dabei nicht nur sich selbst ›überfremd‹, sondern fremdet sich dem Überfremden an, fremdelt sozusagen mit diesem – überfremdelt und fremdelt ins Überfremde über. Der Tod im Sinne der ›mors mystica‹ ist dabei zugegen, denn das Absterben aller Kreatürlichkeit ist Teil einer solchen Überfremdungserfahrung. Tauler spricht im Hinblick auf dieserart Seelverhalte von »Überfahrt« (uberfart) oder bezeichnet den Vorgang als »Überschwang« (uberswank), welcher auf »getrenge«, das heißt Nacht und Gottesferne folgt. <sup>2</sup> Selbstverständlich gehört zum mystischen »Durchbruch«, wie ein Selbes bei Eckhart heißt, auch »Überfremdungangst«: Wer fürchtete sich nicht vor Gott.

Es wirkt, als verdiente nur das Göttliche als Uranderes die inkriminierte Vokabel. Und wenn bei Theologen wie Karl Barth und manchen Philosophen die Rede ist von einem »(Ganz) Anderen«, meinen auch sie vermutlich diese äußerste Fremdheit eines ›Überfremden‹. Angesichts eines inkommensurablen Göttlichen sind Ausdrucksschwierigkeiten keine Seltenheit und poetische Neologismen gang und gäbe, besonders im mystischen Sprachgebrauch. Es ist nicht erstaunlich, dass in mystischen Texten die Komparativstufe wegfällt und man sich gleich und überall in der Gesellschaft von Superlativen einfindet, nämlich jenseits der Vergleichsebene, wo nicht geschwiegen, sondern gesprochen werden soll.

»Przenajświęszy« ist eine solche Gott vorbehaltene ›hyperlativierte‹ Vokabel aus dem Dunstkreis der auf ein absolut Überfremdes zielenden Neologismen. Auf ihrer einsamen linguistischen Höhe entspricht sie im Polnischen längst keinem Adjektiv mehr, derart abgedriftet ins Boden- und Haltlose. Die polnische Partikel ›prze-‹

gleichet dabei einem Querschnitt aus den deutschen Vorsilben ›über‹ und ›durch‹, wie sie in den zitierten mystischen Termini gebraucht werden. Und wenn die Brüder Grimm in ihrem Wörterbuch behaupten, Raumadverb und Präposition ›über‹ fehlten in den slawischen Sprachen, irren sie. ›Prze‹, ›über‹/›durch‹, meint in Kombination mit ›naj-‹ und der Endung ›-szy‹ im Superlativ des Wortes ›święty, -a, -o‹, ›heilig‹, wörtlich den ›Über(durch)heiligsten‹, den, der jenseits aller Vergleiche ist, der also fremder ist als fremd, überfremd und darum durch die Sprache zu überfremden, wenn er mittels ihrer angedeutet werden soll.

Man denke auch an Nikolaus' von Kues auf ein solcherart Höchstes weisende Wortschöpfungskunst. »Possest« aus dem gleichnamigen Dialog *De Possest*, gemeinhin übersetzt als »das Können-Ist«, ist die bekannteste Vokabel. Auch hier wird für Gott ein Superlativ gebraucht, allerdings ohne die typischen Merkmale eines solchen. Interessanterweise wählt der Cusaner einen Infinitiv, ›posse‹, zur Wortbildung und schafft sich damit einen zweiten Weg, um dem klassischen Superlativ, der das zu Bezeichnende nicht greift, auszuweichen. Der »Possest« ist der abstrakte Infinitive, der mit flektiertem Tun nichts zu schaffen hat und darum der einzige Überfremde.

Potentielle Vokabel der Mystik – einer spezifisch fokussierten Dichtung –, ließe sich ÜBERFREMUNG nun auch auf das Feld der experimentellen, insbesondere mehrsprachigen oder translingualen Dichtung innerhalb des Deutschen übertragen. Die experimentelle Dichtung spielt überall mit der ÜBERFREMUNG von Sprache. Unter den Zeitgenossen ließen sich an dieser Stelle

viele auflisten, die als beispielhaft gelten können.

Ein ›Überfremder‹ schlechthin unter den deutschsprachigen Dichtern wäre Oskar Pastior: Wenngleich Deutsch-Muttersprachler, kam er vor dem Hintergrund einer anderen Kultur und Sprache ins Deutsche und stellte – vielleicht als Folge der Migration – ein von anderen Sprachen umgebenes, stets migrierendes, weil oft nicht auf eine einzige Bedeutung festzulegendes Idiom in seiner Dichtung und für diese her: das Pastiorsche oder, wie er es in seiner Poetik selbst nennt, das »Krimgotische«. Als Beispiel für einen experimentellen ›Überfremder‹ *avant la lettre*, doch am anderen Pol der Sprache, begreife ich Hölderlin, welcher sich, wiederum nur vom Deutschen ausgehend, dessen ÜBERFREMDUNG mittels des Griechischen bzw. den syntaktischen Finten und komplexen Metren der antiken Sprache verschrieb, um ein ganz und gar überbildetes, vergriechtes (J.H. Campe) Deutsch zu schaffen. ÜBERFREMDUNG wäre in beiden Fällen ebenso Textmanöver wie Lebensnotwendigkeit. Beide Dichter haben in der Fremde ihre Sprache gefunden.

ÜBERFREMDUNG könnte nicht zuletzt auch ein Synonym für Übersetzung sein, allerdings in der vielzitierten Perspektive eines Rudolf Pannwitz, der nicht die Verdeutschung eines Anderen suchte, sondern umgekehrt seine Verindischung, Vergriechung usw. Dabei könnte es durchaus dasjenige Wort sein, das uns in der Übersetzungstheorie fehlt und das sich einreihen ließe unter die vielen, stets ungeklärten und immer wieder aufs Neue zu klärenden Begriffe ›Übersetzung‹, ›Übertragung‹, ›Nachdichtung‹. Ich wünschte mir jedenfalls, dass das Wort

ÜBERFREMDUNG, um dessen Falschgebrauch es mir so schade ist, in einer anderen Bedeutung als seiner scheußlichen endlich in Gebrauch geriete.

Am besten passt es allerdings, meine ich, auf die Poesie im Allgemeinen, diese ›Überfremderin‹ *per se*. Denn wo Sprache, etwa Alltagsprache, auf eindrückliche, nachhaltige Weise ver- und überfremdet wird, entsteht Dichtung. Und vielleicht ist das extrovertierte Deutsch der deutschsprachigen Lyrik in Wahrheit (und aus der bisherigen Wortlogik gefolgert) ja ein ›Überdeutsch‹, da ein poesieüberfremdetes Deutsch? Oder ließe es sich sogar als ›deutschelndes Fremdsch‹ lesen? Wie dem auch sei, Hölderlin und Pastior wären Teile eines nach wie vor oder mehr denn je rotierenden deutschen *De Poesset*, eines sprachmächtigen »Könnmachen-Ists«, das mittels poetischer Sprachüberfremdung Ureigenes schafft.

Und wenn ich nun irgendwo zwischen Gera, Dresden und Chemnitz eine Herde aufgescheuchter AfDler sehe, die sich um das Wort ÜBERFREMDUNG scharen, könnte es sich vielleicht um eine Rotte sich im Jahrhundert verirrt habender Mystiker handeln, die zu einer gewaltigen, orgiastischen »Unio mystica« mit Gott aufrufen. Ihre Transparente fordern Überfremdung, nämlich Poesie, als ‚Alternative für Deutsch‘. Ihrem Namen nach handelt es sich jedoch wohl eher um abgetragene Beizvögel, mit Hauben geblendet, denen die Zunge lispelnd aus dem Schnabel hängt, der leider kaum ein wächserner sein wird, wie auch ihr Wort- und Schriftsinn.

1 – ›Fremd‹ stammt von ›fern‹. Als zirkumflektes ›fr md‹ ist ihm in einer der Mundarten des Hochdeutschen die Sehnsucht nach Asyl und Heimat eingeschrieben, da es sie als Dach mit sich herumträgt. Zeitgleich kann es unter derart ambulantes Dach in jeder Fremde zuhause sein – eine Art Schneckenwort, selbstgen gsamer Einsiedlerkreb.

2 – Vgl. dazu sämtliche Werke des Zürcher Mystik-Kenners und Essayisten Alois M. Haas.

**Bernd Schneidmüller**  
GEDENKEN

Im Tandem mit Isabel Fargo Cole  
POLITISCHE KORREKTHEIT



GEDENKEN ist geformte, gelenkte, gewollte Erinnerung. Erinnerungen bewegen uns latent oder explizit, gewollt oder ungewollt. Sie gehören zu uns Menschen dazu, sind also zutiefst human. Ob man die eigene oder die allgemeine Vergangenheit mag oder nicht, das Erinnern begleitet uns ebenso wie das Vergessen.

GEDENKEN ist anstrengender. Es muss hergestellt werden; es will als gezieltes Erinnern gewollt sein; es muss individuell wie kollektiv inszeniert werden. Der Satz »Wir erheben uns zum GEDENKEN« ist häufig, der Satz »Wir erheben uns zum Denken« dagegen ungebräuchlich. Während gestritten wird, ob es jenseits der individuellen Erinnerung überhaupt eine kollektive geben kann, gehört das GEDENKEN deshalb dem Einzelnen wie der Gemeinschaft.

Historikerinnen und Historiker leben vom GEDENKEN. Aus der Expertise für Vergangenheit reduzieren sie die Fülle zum Bemerkenswerten, kämpfen gegen das Vergessen und steuern das GEDENKEN. Als Historiker des Mittelalters weiß ich um die elementare Verbindung von Herrschaft und GEDENKEN und um die Kraft der »Memoria«. Die gezielte Instrumentalisierung von Vergangenheit beschäftigte die Mächtigen ebenso beständig wie die dezidierte Zeichensetzung. Pyramiden, Kathedralen oder Schlösser wollten dem erhofften künftigen GEDENKEN offensichtliche Orientierung anbieten.

Die drei großen monotheistischen Religionen fußen auf dem GEDENKEN an die Offenbarungen Gottes in der Geschichte. Das Judentum lebt aus der Bündnisstiftung Gottes mit seinem Volk, das Christentum aus Fleischwerdung, Kreuzigung und Auferstehung Jesu Christi, der

Islam aus den Offenbarungen Allahs an seinen Propheten. »Gedenke!« – oder »Das tut zu seinem Gedächtnis!« sind monotheistische Imperative. Aus dem Bezug zu Gottes Handeln mit den Menschen entstanden die Zeitrechnungen. Mit jedem neuen Jahr erweitert sich im Judentum der Abstand seit Erschaffung der Welt, im Christentum die Spanne seit der Geburt Jesu Christi und im Islam die Zeit seit der Flucht des Propheten von Mekka nach Medina. So gehört seit Jahrtausenden das GEDENKEN zur Kultur der Menschen.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts blühte die Erforschung von »Memoria« auf. Das war die Antwort der Wissenschaften auf die aufschäumenden Gedenkkulturen der Moderne. Angesichts des erlebten Grauens im 20. Jahrhundert sollte das GEDENKEN zu verhindern helfen, dass sich Derartiges wiederholen könnte. Es will den Opfern einen Ort im Gedächtnis geben, es will das Unfassbare in Denkmale bringen, es will erschüttern, aufrütteln, erziehen.

In Berlin kennen Sie die Debatten um das »richtige GEDENKEN«, das nicht in falsche Hände geraten darf. Deshalb streiten wir über die Gestaltung der Mahnmale, über die Orte der Erinnerung, über die Individualisierung oder Kollektivierung von Ermordeten, Verfolgten und Vertriebenen. Das GEDENKEN will Zerrissenes wieder zusammenfügen, falsche Hierarchien aus der Vergangenheit umdrehen, Abbitte für begangene Schuld leisten. So wurde in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg der Heldengedenktag zum Volkstrauertag. Die neuen Wörter zeigen uns ihre Macht an. Das Volk als Akteur ersetzte die Helden als Objekte, Trauer trat an die Stelle von Sinnstiftung

im Heldentod. Die Debatten um das ›richtige‹ oder ›falsche‹ GEDENKEN sind deshalb ein Spiegel unserer Seele, unserer Gesellschaft, unserer Kultur. Was nützt uns die Geschichte? Und was ist politisch korrekt?

Ich bin froh, dass ich mit Isabel Fargo Cole diskutieren darf und bin gespannt auf Ihre Gedanken zur politischen Korrektheit. Im ersten Absatz ihres Buchs *Die grüne Grenze* steht die Frage an die Geschichtsstudentin: »Isn't history over?« Das Buch gibt auf überraschende Weise Antworten. Ich zitiere nur eine: »Denn die Geschichte findet doch noch statt. Und alles wird irgendwann anders.« Hilft uns dabei das GEDENKEN? Oder genügt die Erinnerung?

Wenn ich als Historiker eine Sinnstiftung für GEDENKEN liefern sollte, ich würde – politisch korrekt – auf die Vergewisserung von Werten, auf die Kraft von Traditionen und auf den Bildungsauftrag der Geschichtswissenschaft hinweisen. Doch beim Studium früheren GEDENKENS stoßen wir auf Verstörendes, wenn wir seine Instrumentalisierungen entlarven. Das Deutsche Reich von 1871 schuf sich mit Sedanstag und Kaisers Geburtstag seine ganz besonderen Gedenktage, erwachsen aus dem militärischen Triumph über Frankreich und aus der Glorifizierung der Monarchie. Das Dritte Reich gedachte dann eines Ersten und Zweiten Reichs, die es so gar nicht gab, und feierte seinen Durchbruch im ›Tag der Machtergreifung‹. Solche Gedenktage kann heute keiner mehr brauchen, diese Geschichte ist over. Gewiss, ich weiß auch von nationalen Gedenktagen ohne Anfechtung, vom amerikanischen Unabhängigkeitstag oder vom Sturm auf die Bastille.

Aus historischer Perspektive erscheint GEDENKEN also gefährlich oder nützlich. Die gezielte Steuerung von Erinnerung lässt die Handlungsmacht über die Richtung des Erinnerns hervortreten. Gesellschaftliche Aushandlungen treten neben verordnetes Lernen. Die Unterschiede treten besonders deutlich im staatlichen Umgang mit historischer Schuld hervor. Frühere Friedensschlüsse geboten das ›Vergeben und Vergessen‹. Nur so war nach den grauenhaften Erfahrungen des Dreißigjährigen Kriegs ein Neuanfang in Europa möglich. Nur so erwuchs eine Grundlage, dass sich religiöser Fundamentalismus in unserem Land keine Bahn mehr brechen konnte – Vergeben und Vergessen! Vor einhundert Jahren läutete der Versailler Vertrag eine Wende ein. Mit der Fixierung der alleinigen deutschen Kriegsschuld wurden eben nicht nur die Reparationsforderungen der Siegermächte legitimiert. Der Große Krieg gerann – in der Geschichtswissenschaft übrigens bis heute – zum Zankapfel eines GEDENKENS, das Vergangenheit in Gut oder Böse differenziert. Die letzten hundert Jahre kennen das alte ›Vergeben und Vergessen‹ nicht mehr. Uns treiben Schuldzuweisungen, Aufarbeitungen, juristische Klärungen. So wurde Geschichte zur Waffe, GEDENKEN zur Pflicht. Mit meinem Urteil über diesen Zwang zur Vergangenheit bleibe ich vorsichtig: Ich weiß, dass das unerhörte Grauen des letzten Jahrhunderts auch den Wandel im GEDENKEN unausweichlich machte. Ob es die Seelen tröstet oder Gesellschaften aufrüttelnd stabilisiert, weiß ich dagegen nicht so genau. Von der Psychologie kenne ich den Nutzen einer bewussten Traumabewältigung, von der Theologie die Kraft zur Vergebung aus

dem Wissen um eigene Sündhaftigkeit. Ich bleibe gespannt, wie sich unser GEDENKEN in globalen Dynamiken weiterentwickeln mag.

Eine Alterität will ich als Historiker des Mittelalters erzählen. Damals hielt das Gebetsgedenken Gemeinschaften zusammen. Kleriker, Mönche und Nonnen waren die Spezialisten des GEDENKENS für Kirche und Welt, getragen von der Überzeugung, dass Lebende wie Tote beständige Fürbitte vor Gott benötigten. Deshalb schrieb man die Namen der Verstorbenen in ein *Buch des Lebens* und fügte die Lebenden hinzu. Es war eben diese Gemeinschaft von Lebenden und Toten, die Sicherheit im Wandel der Zeiten bot und die Menschen zu ihrem Gott geleitete.

Unsere säkulare Welt kann aus dem permanenten Gebetsgedenken des Mittelalters vielleicht nichts lernen. Eines aber rührt mich an. Die Lebenden stellten sich damals in die Gemeinschaft mit den Toten. Sie verschmolzen die Diachronie in der Synchronie, die Dauer in der Gegenwart. Indem man sich in Geschichte einfügte, gebrauchte man sie nicht mehr als Rute für den Nächsten. Die Mönche und Nonnen wussten sich in ihrem GEDENKEN als Glieder in der Kette von früher zu künftig. Das hatte nichts Belehrendes, nichts Erziehendes, nichts Anstrengendes. Es blieb unaufgeregt selbstverständlich. Solche Gegenwart der Toten oder solche Gemeinschaft von Lebenden und Toten muten im Fortschrittsverständnis der Moderne fremd an. Wir benutzen Geschichte lieber, als dass wir uns in sie einweben. Uns wächst – in gezielter Bemühung – aus dem Denken das GEDENKEN, so wie aus Horchen Gehorchen, aus Hören Gehören, aus Bieten Gebieten, aus Brauchen Gebrauchen,

aus Dulden Gedulden wird. Im Lauf der Geschichte verändern wir die Wörter. Doch wie die von uns gemachten Dinge haben die Wörter auch Macht über uns.

**Isabel Fargo Cole**  
POLITISCHE KORREKTHEIT

Im Tandem mit Bernd Schneidmüller  
GEDENKEN

›Political correctness‹, POLITISCHE KORREKTHEIT, dieser Ausdruck steigt wieder massenhaft aus den Gräbern und stürmt von rechts auf uns zu. Wer keine Zombiehorden beschwören will, benutzt ihn höchstens hinter vorgehaltener Hand. Aber auch Linke benutzen ihn sehr wohl, zähneknirschend oder mit therapeutischer Vehemenz: Er scheint also ein Phänomen zu benennen, welches sonst namenlos bliebe.

Er ist wohl auch deshalb nicht totzukriegen, weil er schon immer ein gespenstisches Schatten-dasein zwischen Links und Rechts, Ernst und Ironie, Dogma und Dogmakritik führte. Anekdotisch ist belegt – etwa durch den Pädagogen Herbert Kohl – dass der Ausdruck ›politically correct‹ schon in den 1940er Jahren im Umfeld der United States Communist Party als Bezeichnung für strenge Linientreue kursierte. Ob tatsächlich im offiziellen Sprachgebrauch, bleibt umstritten. In Umlauf kam er erst als selbstironisches Pejorativum – so nahmen Linke ihre eigenen Exzesse aufs Korn und bewiesen ihre Humorfähigkeit. In den 1980ern entdeckte die US-amerikanische Rechte das Wort als Kampfbegriff. Laut Kohl waren es die Neokonservativen, die in ihm einen wirksamen Pauschalvorwurf sahen, um die ganze Spanne an linker Gesellschaftskritik zu diskreditieren. Nicht wenige der Neocons waren schließlich abtrünnige Kommunisten und kannten den wunden Punkt aus intimster Nähe.<sup>1</sup>

Jedenfalls war die Dynamik verhängnisvoll. Wer die eigene Ironie gegen sich gewendet sieht, begreift sie nur noch als verwerfliche Blöße. Wer aber die lockernde Ironie verwirft, läuft Gefahr, in genau jenen verzerrten Haltungen zu erstarren, die zur Karikatur reizen. Beinahe scheint die POLITISCHE

KORREKTHEIT erst durch ihre Benennung als schlüssiges Phänomen entstanden zu sein: abzuwehrendes Schreckgespenst oder zu verteidigendes Ideal.

Schließlich ging es inzwischen vor allem um Sprache. In den USA der 1980er, im gnadenlosen Vormarsch der Freimarktlern und Sozialkonservativen, war der politische Wirkungskreis der Linken weitgehend auf Immaterielles beschränkt, auf die Auslotung von Bewusstsein und Identität – so rückte die Sprache an sich in den Mittelpunkt.

›Politische Korrektheit ... spiegelt die Verschiebung des ›Politischen‹ von der öffentlichen Bühne hinein in die private Sphäre der informellen sozialen Interaktionen und der Szenarien des Alltags. ... Sie ist ein Produkt ... der Erkenntnis, dass unsere Beziehung zur ›Realität‹ immer durch Sprache vermittelt wird und dass Sprache und Diskurs eine zentrale Rolle in der Maschinerie der Macht spielen‹,<sup>2</sup> schrieb der Kulturwissenschaftler Stuart Hall 1994. Über welche Macht verfügen wir sonst, als über die unserer Sprache? So dachte man wohl damals, so denkt man auch heute in der Bedrängnis. Schließlich reichte und reicht die Bedrängnis längst in die Sprache, die Kultur, den Alltag.

Hall weist darauf hin, dass es gerade der Rechten darum geht, dem öffentlichen Diskurs, ja auch dem Privatleben ihre autoritären Vorschriften, ihre eigene POLITISCHE KORREKTHEIT aufzuzwingen. Den rechten Gegner auf »dem Terrain dieser moralischen und kulturellen Fragen« herauszufordern, hält er für überaus wichtig. Aber er warnt vor der Tendenz der Linken, dabei selbst als kulturelle Autorität aufzutreten, Wahrheiten als absolut zu setzen, anstatt sie als Gegenstände einer

dauerhaften Verhandlung zu begreifen. So bleibe die Linke im gegnerischen Denkmodell gefangen: »Es sind die Rechten, die in die unendliche Vieldeutigkeit der Sprache eingreifen, sie in ihrer Relation zur Welt fixieren wollen, damit sie nur Eines bedeuten kann ...« Versuche man seinerseits die Sprache zu fixieren, spiele man dasselbe Spiel wie die Rechten, bloß »auf den Kopf gestellt«.<sup>3</sup>

Das Paradoxon der normativen Sprachkritik: Wenn wir die ungeheure Macht der Sprache begreifen, wenn wir am eigenen Leib erleben, wie sie für oder gegen uns arbeiten kann, ist es naheliegend, sie lenken zu wollen. Doch wenn wir glauben, sie rational und kalkulierbar lenken zu können, verkennen wir ebendiese Macht, die gerade in der ambivalenten Eigendynamik der Sprache liegt.

Für diese Ambivalenz hat der ostdeutsche Schriftsteller Franz Fühmann eine prägnante Formulierung gefunden: das Wort als »Widerspruchseinheit«. In seinem Essay *Vor Feuerschlünden. Erfahrung mit Georg Trakls Gedicht* von 1982 unterscheidet er zwischen dem »Wort« mit dem Plural »Wörter« (die eindeutige Sprache der Wissenschaft) und dem »Wort« mit dem Plural »Worte« (»ambivalente ... nie ausschöpfbare Worte«, die Sprache der Dichtung). »Rot« – das ist der Name für den Netzhautindruck einer Frequenz von  $4 \cdot 10^{14}$  Hertz; und »rot« sagt eine Einheit von Leben und Tod.«<sup>4</sup> Fühmanns radikal-feinsinniger Blick auf Worte und Wörter hat eine breite Tragweite. Denn – das Beispielwort »rot« legt dies nahe – seine »nie ausschöpfbare[n] Worte« sind tiefverwurzelte Alltagsbegriffe, denen mit der Zeit eine reiche Fracht an oft konfligierenden Inhalten zugewachsen ist.

Sein Essay um die in der DDR politisch tabuisierte »dekadente Literatur« stellt dringliche Fragen, die uns heute noch zu schaffen machen: Was »darf« ausgesprochen werden, wie, und von wem? »Darf« die Politik die Sprache lenken oder zügeln? Mit welcher Sprache – politisch oder poetisch – kann man Licht in menschliche Abgründe werfen? Als historisches Zeugnis beleuchtet *Vor Feuerschlünden* Abgründe der Vergangenheit, die sich mitten in der heutigen Debatte auftun. Fühmann schrieb gegen eine linksautoritäre Kulturpolitik an, die aus dem Schatten des Faschismus hervorgegangen war und deren ursprünglicher Humanismus durch die Härte des antifaschistischen Kampfes und den Druck des Kalten Krieges deformiert wurde. Der Hinweis auf diese Geschichte mag heute heikel erscheinen, wenn selbst ein Gender-Sternchen den Vorwurf des Stalinismus auf sich ziehen kann. Aber gerade solch begriffliches Wettrüsten macht tieferliegende alte Kämpfe und Traumata spürbar. So argumentierte vor Kurzem der Kultursoziologe Wolfgang Engler, die grassierende »Staatsverdrossenheit und Medien-skepsis« im Osten Deutschlands gehe u. a. auf die Erfahrung der DDR als heuchlerische »Sprachregelungsgesellschaft« zurück.<sup>5</sup> Die Debatte um POLITISCHE KORREKTHEIT ist eine Farce, aber der Farce gingen historische Tragödien voraus. Daher ihre allzu leicht zu missbrauchende Sprengkraft.

So wird der Begriff der POLITISCHEN KORREKTHEIT unter Linken weiterhin scharf kritisiert, zum Strohmann erklärt oder wiederum trotzig als positives Ideal reklamiert. Jedenfalls kann man sich an ihm unendlich abarbeiten – denn auch er ist eine »Widerspruchseinheit«. Der Ausdruck politisch korrekt ist quasi semantisch inkorrekt, zumindest

semantisch irritierend. Korrektheit bedeutet ja einerseits unbedingte faktische Richtigkeit. Demnach wäre eine korrekte Aussage objektiv wahr, allgemeingültig – eine POLITISCH KORREKTE Aussage dagegen relativiert; POLITISCHE KORREKTHEIT stünde im Gegensatz zur faktischen Korrektheit. Aber Korrektheit hat schließlich auch eine engere Bedeutung: bedingte Gültigkeit innerhalb eines klar umgrenzten Normsystems. So oder so stellt Korrektheit die Frage nach einem eindeutig gültigen Maßstab. Kann das Politische denn ein solch genormter Maßstab sein? Ist Politik nicht vielmehr die Vielheit der Maßstäbe (auf Englisch ist ›politics‹ schließlich eine Mehrzahl) sowie der unab-schließbare Prozess ihrer Abgleichung untereinander? Ja, auch Politik ist eine ›Widerspruchseinheit‹ – Ideologie und Dialog. Ihre lebendige Dialektik erstickt in der Enge einer Korrektheit, in der Thesen keine Antithesen und keine Synthesen vertragen. Die deformierende Korrektheit lässt sich als ein Beharren auf unangemessen fixe Maßstäbe verstehen, als der Hang, Worte wie Wörter zu behandeln, wie lenkbare Geschöpfe (die allzu leicht zu Zombies ausarten). Den Worten dagegen mit ihren vitalen Widersprüchen gerecht zu werden – das könnte der Ansatz eines sprachlichen Gerechtigkeitsbegriffs sein, der offener und politisch fruchtbarer wäre.

1 – Herbert Kohl: Uncommon Differences. On Political Correctness, Core Curriculum and Democracy in Education. In: *The Lion and the Unicorn*. Bd. 16,1, Baltimore 1992.

2 – Stuart Hall: Some Politically Incorrect Pathways through PC. In: Sarah Dunant (Hg.): *The War of the Words. The Political Correctness Debate*. London 1994, S. 164–184.

3 – Ebd.

4 – Franz Fühmann: Vor Feuerschlünden. Erfahrung mit Georg Trakls Gedicht. Rostock 1993.

5 – Wolfgang Engler: Heucheln wollen sie nicht. *Die Zeit*, 18. Juli 2018.

**Falko Schmieder**  
VERBRAUCHER

Im Tandem mit Marlene Streeruwitz  
PRIVATSACHE



Das Wort VERBRAUCHER hat einen vertrauten Klang und erfreut sich besonders in Form verschiedener Komposita wie ›Verbraucherschutz‹ oder ›Verbraucherpolitik‹ großer Wertschätzung. Seit dem Jahr 2001 gibt es sogar ein Bundesministerium, das den Ausdruck im Titel trägt. Abgeleitet ist das Wort vom Verb ›verbrauchen‹. Es scheint damit verwurzelt in einem anthropologischen Grundtatbestand, denn der Mensch ist nun einmal, als gesellschaftliches Naturwesen, auf den Verbrauch bestimmter Dinge angewiesen. Allerdings ist bereits das Verb ›verbrauchen‹ keineswegs so selbstverständlich, wie es zunächst scheint. Wer vom Verbrauchen redet, abstrahiert nämlich schon von den konkreten Formen und Zwecken der Aneignung der Dinge und stellt allein den Aspekt des Verlusts oder Endes ihrer Brauchbarkeit heraus. Dazu passt es, dass das Wort ›verbrauchen‹ oft zur Beschreibung elementarer Erhaltungsvorgänge verwendet wird: Wir verbrauchen Energie, Sauerstoff, Nahrung, Rohstoffe. Auf dieser Ebene stellen wir uns semantisch den Motoren gleich, für die wir dieselbe Vokabel verwenden, wenn wir danach fragen, wieviel Benzin sie verbrauchen – oder, volkstümlicher: wieviel Sprit sie fressen. Wohin die Reise geht und ob der Fraß auch schmeckt, ist unter dem Label des Verbrauchens gleichgültig. Auch der Blick auf den Komplementärausdruck des Gebrauchs zeigt, dass es sich beim Verb ›verbrauchen‹ um eine Schwundform handelt. Eine weitere Reduktion wird vollzogen, wenn aus ihm das Substantiv VERBRAUCHER abgeleitet wird. Anhand der gängigen Unterscheidung von Gebrauchs- und Verbrauchsgütern lässt sich das verdeutlichen. Im Vergleich mit den Gebrauchsgütern ist der Anteil

der Verbrauchsgüter, also der Dinge, die zum unmittelbaren Verzehr zur Erhaltung der Existenz bestimmt sind, sehr gering. Wenn nun der Mensch als VERBRAUCHER angesprochen wird, dann wird gerade diese elementare Erhaltungsfunktion totalisiert und zur Wesensbestimmung aufgebläht. Was umgekehrt heißt: Im Begriff VERBRAUCHER ist der Mensch ausgelöscht. Wie ist es dazu gekommen?

Zur Bizarrerie des VERBRAUCHERS gehört, dass seine Konjunktur gerade in jene Zeit gravierender Veränderungen der kapitalistischen Produktionsweise fällt, die Soziologen als Übergang vom Industrie- zum Konsumkapitalismus fassen. Nicht Mangel also, sondern Überfluss steht am Beginn seiner Karriere. Sie basiert auf Methoden der Massenproduktion, durch die sich das schon im 19. Jahrhundert bekannte Problem der Überproduktion drastisch verschärft hat. Als Reaktion darauf entstanden in den 1920er Jahren die moderne Werbung sowie neue Formen des human ›engineering‹. Der Kunde und die Kundin wurden zum Objekt systematischer Beforschung und Bearbeitung. Das Ziel war die Erzeugung eines neuen Sozialcharakters, der die anschwellenden Warenberge absorbierte. Charakteristika der neuen Sozialmodellierung waren griffige Slogans zur Kaufstimulation, die Ridikülisierung dauerhafter Dingbeziehungen sowie der Einsatz tiefenpsychologischer Methoden. Unter dem Wachstums- und Innovationszwang verwandelten sich immer mehr Dinge von Gebrauchsgütern in Verbrauchsgüter. Dazu passt es, dass der gängige ökonomische Maßstab des Bruttonationaleinkommens eine schnelle Zerstörung von Waren gegenüber einer längerfristigen Nutzung privilegiert. Der VERBRAUCHER entpuppt sich

damit als ökonomische Charaktermaske, als Wirtschaftsmotor und Schwungrad des Verwertungsprozesses. Eine Welt, die seinem Begriff vollkommen entspräche, wäre eine Wegwerfwelt, in der Gebrauchen und Verbrauchen zur Deckung kommen. Der VERBRAUCHER ist der von der Welt abgefallene Mensch, der Abfallmensch, der die Welt in einen Müllberg verwandelt. Dass der Begriff des VERBRAUCHERS an die Grundlagen menschlicher Existenz rührt, aber nicht im Sinne einer anthropologischen Konstante, sondern im Sinne eines dezidiert gesellschaftlichen Problems, zeigt sich an der sogenannten ökologischen ›Krise‹. Der Aufstieg des Verbraucherbegriffs war eng geknüpft an das Schlagwort der ›Wohlstandsgesellschaft‹. Kaum eine Verbrauchergeneration später war dann aber bereits von der globalen Gefährdung der Überlebensbedingungen der Menschheit die Rede. Vertreter von Emanzipationsbewegungen prägten Begriffe wie ›Konsumterror‹ oder ›Brandrodungswirtschaft‹, um den Zusammenhang von Verbraucherwirtschaft und (Natur-)Zerstörung zu reflektieren. Der VERBRAUCHER musste unter diesen Vorzeichen nachbearbeitet, gewissermaßen reflexiv modernisiert werden. Es entstanden staatliche und außerstaatliche Institutionen der Für- und Vorsorge, des Schutzes, der Beratung und Betreuung, und mit ihnen neue Bezeichnungen wie ›der kritische, der mündige, der selbstbestimmte oder der ökologiebewusste VERBRAUCHER‹. Diese neuen Verbraucherleitbilder sind nicht zuletzt auch eine Antwort auf Industrieskandale, an denen der Status menschlicher Bedürfnisse in der Profitwirtschaft ablesbar ist. Die Politik erkennt diesen Status an, wenn die Forderung erhoben wird, die Wirtschaft

müsse wieder in den Dienst des Menschen gestellt werden. Man möchte fragen, wann denn die Wirtschaft zuletzt in diesem Dienst gestanden hat. Wenn die Institution des Verbraucherschutzes die Interessen der Einzelnen gegenüber der Industrie vertritt, dann schreibt sie zugleich den Menschen in der Rolle des VERBRAUCHERS fest. Der mündige VERBRAUCHER aber ist ein Widerspruch in sich, das Wunschbild einer Ökonomie, die permanent wachsen und zugleich nachhaltig sein soll.

Und wie passt das alles zum Konzept der Goldwaage, wenn das Gleichgewicht derart gestört und der VERBRAUCHER eine Beleidigungsform des Menschen ist? Der Begriff der Goldwaage impliziert doch wohl, dass es etwas zu wiegen gibt, etwas von Gewicht und Bedeutung und Strahlglanz. Der Ausdruck VERBRAUCHER dagegen zeugt von sozialer Rohheit und Verarmung. Eine Kulturgeschichte der Goldwaage könnte beides dialektisch vermitteln, aber darum soll es hier nicht gehen. Komplementär zur Arglosigkeit seines alltäglichen Gebrauchs ist auch frappierend, dass es den Begriff überhaupt noch gibt und dass er nicht längst von den PR-Strategen und politischen Newspeakern abgeschrieben wurde, weil er zu viel über das herrschende Sozial- und Weltverhältnis verraten könnte. So ist es jüngst dem Begriff des ›Lagers‹ ergangen, an dessen Stelle Euphemismen wie ›Transitzone‹, ›Begrüßungszentrum‹ oder ›Hotspot‹ getreten sind. Der Begriff des VERBRAUCHERS ist ein Denkmal für ein Problem, das im Zeichen des Anthropozäns verschärft zu Leibe rückt. Wenn es geschliffen und ersetzt wird, dann wird das, was nachfolgt, vielleicht nur mehr Sprachschrott sein, leere Worthülsen, Plastikworte ohne Geschichte, die keine Realität und

Erfahrung mehr transportieren. Deshalb gehört der Begriff VERBRAUCHER, solange Menschen unter seinem Namen und in staatlicher Obhut ein ruinöses Unwesen treiben, auf die Goldwaage – als Signum für eine Epoche, der es auf der Stirn geschrieben steht, dass sie ein historischer Sonderfall ist. Den VERBRAUCHER im Genießer aufzuheben – wäre das nicht ein schönes Gesellschaftsprojekt? »Auf dem Wasser liegen und friedlich in den Himmel schauen, sein, sonst nichts, ohne alle weitere Bestimmung und Erfüllung« – so hatte Theodor W. Adorno einmal die erfüllte Utopie vorgestellt. Aktuell dagegen scheint es so, dass die VERBRAUCHER sich in den Hamsterrädern der Konkurrenzökonomie selbst zu verbrauchen beginnen, wie die Zeitdiagnose des Burnouts anzeigt.

**Marlene Streeruwitz**  
**PRIVATSACHE**

Im Tandem mit Falko Schmieder  
**VERBRAUCHER**

[...] Es ist nicht so, dass ich als Privatier oder noch besser als Privata lebe. Im Gegenteil. Der neoliberale Versicherungsstaat zwingt mich in unternehmerisches Denken. Eine Logik ist das, die in schroffem Widerspruch zum Ziel meiner Arbeit steht. [...] In der Trennung von Privatheit und Krankheit handeln die Bereiche Wirtschaft und Staat durchaus gleich. Für mein Leben bezahle ich Steuern und Abgaben. Für meine Krankheit zahle ich an eine Versicherung. Ich werde auch als öffentliche Person in den Kategorien Leben und Krankheit verwaltet. Diese Trennung in Funktionieren und Nichtfunktionieren. Diese Trennung in privat, so lange einer oder eine die Bewältigung des Lebens schafft. Und in krank und dann in das versicherungsbezahlte Gesundheitssystem ausgesondert. Dort wiederum die Frage, ob es eine private Gesundheitsvorsorge gibt oder nicht. Die Frage also, ob die Krankheitsverwaltung der Person der Versicherung zufällt und von dort wiederum zur PRIVATSACHE zurückverwaltet wird. Die Tendenz dazu ist offenkundig. Ich bekomme regelmäßig Zuschriften meiner Krankenversicherung, mir doch gegen Veröffentlichung meiner Gesundheitsdaten einen Bonus an der Beitragszahlung zurückzuholen. Gleichzeitig dazu wurde das Datensammelsystem ELGA in Österreich eingeführt, in dem alle Gesundheitsdaten einer Person gesammelt werden. In einer Zusammenführung all dieser Daten wird mir die Krankenversicherung dann mitteilen, dass sie mir diese oder jene Behandlung nicht bezahlen werde. Es seien ja private Gründe, die zu dieser Krankheit geführt hatten. Dies könne mir anhand der Daten nachgewiesen werden. [...]

In all den IT-verwaltungsstaatlichen Rahmenbedingungen. Und erinnern wir uns bitte, dass alles, was mit IT und Internet zu tun hat, aus dem Militärischen kommt. Die da eingeführte Binarität ist nicht notwendigerweise die einzige Sprache, die da möglich wäre. Wir werden in diese Sprache gezwungen. So wie das Schicksal für uns einzelne generiert, so werden wir durch die staatlich hergestellten Rahmenbedingungen geformt. In all dem bleibt der winzigste Raum, in dem uns das eigentlich Unsere bleibt. Lieben und trauern. Die Menschenrechte definieren all jene Voraussetzungen, die dieses Lieben und Trauern ermöglichen. Die Würde der Person. Sie ist der politischste Ort und in keiner Weise als privat anzusehen. Denn. Es geht darum, diesen Ort abzusichern. Die Wahrnehmung, die einer Person an diesem Ort ermöglicht wird. Die Erfahrungen. Das Lieben und Trauern. Das ist in die Innerlichkeit einer Person an diesem Ort zuzudenken. Üblicherweise wird mit der Bezeichnung ›privat‹ aber der Ort gemeint. Der Ort des Privaten wird so privatisiert und damit der Politik entzogen. Damit wiederum hat die Würde keinen Ort, wenn das Private dort schon eingezogen ist. Versprachlicht wird dieser Vorgang in Bezeichnungen wie ›Asylanten‹, ›Ausländer‹, ›Sozialschmarotzer‹. Das sind alles Bezeichnungen, die das Private dieser Personen eliminieren. Also deren Würde. Denn. Würde das Private dieser Personen dem eigenen Privaten verglichen werden. Es müsste dieser Ort gewährt werden. In der Eliminierung der Lebenswirklichkeiten der so Bezeichneten wird der eigene private Ort gesichert. Dafür muss der eigene private Ort entpolitisiert werden. Er muss ja dem Mitdenken der Lebenswirklichkeit der anderen entzogen

werden. Das eigene Private ist so entpolitisiert. Die populistische Abwehr muss diese eigene innere Abwehr verstärken. Bestätigen. Oder überhaupt erst hervorrufen. Und. Einmal mehr ist der befriedigende Schritt gemacht worden, das Schicksal ›alles verlieren zu können‹ zu besiegen. Die Angst vor der Katastrophe ist in unseren Kulturen immer schon bewährte Strategie zur Bindung in Religionen und Nationalismen. Der Vorgang der Selbstaufgabe an solche Strategien ist kulturell gelernt. Jedenfalls nicht verlernt.

Heute. In einer invertierten Transformation soll dieser Begriff nun endgültig Besitz und Freiheit vom demokratischen Staat definieren. Bürgerlicherweise sollte ›privat‹ den Abstand vom Staat beschreiben. Der Staat sollte ein allgemein anerkanntes Richtiges darstellen. Das Bürgertum wählte sich im Geld geschützt. Nun ist das Bürgertum der Stand, der in der Geschichte am schrecklichsten gedemütigt wurde. Und das selbstverschuldet. Wir sind gerade mit den Resultaten dieser Demütigung beschäftigt. Es ist die Aufgabe der Demokratie, mit der die Nachfahren des Bürgertums in einer Wiederholung der Reaktion auf die Weltwirtschaftskrise 1929 reagieren. Und wie damals. Es stehen populistische Verfahren zu Verfügung, die die Rückkehr des total Privaten versprechen.

Seit 1989 arbeiten die Unterhaltungsindustrien, die Medien- und Informationsindustrien und rechte Politik darin zusammen, in der Angst vor der Katastrophe demokratische Kultur zu diskreditieren. Wie schon beschrieben, geht es um eine Deregulierung des Privaten. Der private Besitz soll dem Privatbesitz an den Produktionsmitteln gleichgestellt werden. Das Versäumnis, die Wirtschaft als

selbstständiges Territorium im Staat zu akzeptieren, wird so die Blaupause für den privaten Bereich. Unter privatem Bereich versteht die Medienöffentlichkeit nach wie vor Familie. Selbst in den oberflächlichsten Medien wird der Familienstand der jeweiligen prominenten Person notiert. Familiengründungen wie unlängst die Hochzeit in London sind Ideologieverstärkungsinstrumente. Heteronormativität ist vorherrschend. ›Intimität‹ und ›privat‹ werden synonym gedacht. Noch sind Nacktfotos von Promis immerhin aufregend. Pornografische Darstellungen nicht die Norm. Allerdings erfahren wir, wie die Babys der Prominenten gezeugt werden. Natürlich. Künstlich. Mit Leihmutter. Selbst ausgetragen. Familie wird als privater Raum gedacht. Reality-TV hat diese Vorstellung noch eher verstärkt.

In Österreich wirbt gerade ein Internetprovider mit dem Satz »Familie ist, wo der Spaß nie zu Ende ist.« Nun fiel im österreichischen Parlament der Satz »Familie ist da, wo gezeugt wird.« Auf dem Werbeplakat sitzt der Vater im Mittelpunkt beim Videospiel. Beim Redebeitrag des FPÖ-Abgeordneten Zanger wird der Vater in den Mittelpunkt gestellt. Der Mann wird hier schon zum Vater gedacht. Durch die Deutung der Familie als Ort des Zeugens wird Männlichkeit das beschreibende Merkmal. Familie ist Männlichkeit. Eine testikuläre Männlichkeit ist das. Die Männlichkeit des Hirten ist das. Der Mann, der Leben bestimmt. Der Hirte, der über den Fortgang der Herde herrscht. Der Hirtenmann, der über Leben und Tod gebietet. Der Schlächter, der über das Schlachthaus gebietet. Der über Kastrierung bestimmt. Der beschließt, wer zeugen darf und wer nicht. Der Herrscher, der seine Söhne rechtzeitig kastriert oder tötet. Diese Männlichkeit

geht vor die ödipale Horde zurück. Diese Männlichkeit kennt keine anderen und keine andere. Die Frauen dieser Männlichkeit sind in die Herde eingegliedert. Und wenn wir den Satz des FPÖ-Abgeordneten Zanger auf den Satz des Regierungsprogramms der ÖVP-FPÖ-Koalition auf Seite 105 beziehen. Dieser Satz lautet. »Die Verschiedenheit von Mann und Frau zu kennen und anzuerkennen, ist Bestandteil menschlichen Lebens und damit unantastbar mit der Würde des Menschen verbunden.« Im Bestehen auf der totalen Andersheit von Mann und Frau ist die im Zeugungssatz enthaltene Einordnung der Frau in die Herde ideologisch vorbereitet. In der Absicherung des Unantastbar und der Würde des Menschen wird diese Trennung in die unvergleichbaren Geschlechter noch einmal verstärkt. Der Mann, so müssen wir lesen, schöpft aus sich selbst. Der Mann zeugt.

In seinem Roman *Der Graue* hat sich der ehemalige Generalsekretär der FPÖ und derzeitige Leiter der politischen Akademie der FPÖ, Andreas Mölzer, diesem Motiv gewidmet. In Mölzers Roman zieht der Graue in einer dystopischen Endzeitlandschaft umher. Er vergewaltigt Frauen und stirbt in der seligen Erkenntnis, dass sein Samen weiterleben wird.

Es scheint also so, dass das Selbst einer solch testikulären Männlichkeit sich im Samen symbolisiert sieht und mit dem Überleben dieses Symbols seine Befriedigung findet. Religionen gehen so vor. Ideologien machen das ebenso. Das Selbst einer Person wird besetzt oder besetzt sich selbst mit einer symbolischen Sinneinheit. Populisten betreiben diesen Vorgang. Ob das Waffenbesitz ist. Oder Fremdenfeindlichkeit. Oder Rassismus.

Dass eine solch testikuläre Männlichkeitskonstruktion weit vor alle Kultur zurückgeht. Ja. Dass Kultur selbst ausgesetzt wird. Es ist ja dann jeder Mann sich selbst Alleserschöpfer und zu keiner Gesellschaftlichkeit willens. Eine solche Vorstellung muss dem Zeugenden den alleinigen Raum zudenken. Eine solche Vorstellung muss den Staat ablehnen und allen Besitz für sich beanspruchen. So gesehen. Es ist der lange emanzipatorische Kampf gegen eine solch testikuläre Männlichkeit, den wir aus der Geschichte kennen. Im Kapitalismus hatten sich die bürgerlichen Einschlüsse bisher gegen eine solch radikale Sicht des Besitzes gewendet. Der Kampf der Linken scheiterte. Ich denke, die unbewusste Verführungskraft der testikulären und weitgehend unbesprochenen Maskulinität im Kapitalismus muss in der Nachsicht der Geschichte neu bedacht werden. Die Rechte. Die Nationalsozialisten stellten diese Maskulinität in den Mittelpunkt. Männlichkeit war Zeugung. Himmler hatte in einer Kommission besprechen lassen, wie die Familiengesetzgebung so geändert werden könnte, dass jedem arischen Mann Sex mit jeder arischen Frau zugestanden werden konnte. Ein arischer Mann, so wurde besprochen, sollte Kinder mit jeder arischen Frau zeugen können, ohne dass seine Ehefrau ihm daraus einen Vorwurf machen konnte. Jedenfalls sollte sie keine rechtliche Handhabe gegen ihren mit jeder anderen Arierin zeugenden Ehemann haben. Diese Vorgänge waren dem arischen Mann als privat zugedacht. Öffentlich und rechtlich zu verfolgen wäre die gleiche Zeugung mit einer Frau, die von den Nazis als rassistisch minderwertig eingestuft war. Die PRIVATSACHE des so vorgestellten Mannes war also durchaus politisch und strafrechtlich an den

Staat gebunden.

Gut. Wir sind nun da angekommen, wo wir auch beginnen hätten können. ›The privates‹. Das Gemächt. Im Mittelalter war damit die Zeugungskraft des Manns und damit seine Macht gemeint. Die Geschlechtsteile des Manns. Die Testikel. Die Hoden.

Zeugen. Zeugung. Es ist der natürliche Mehrwert, den ein Mann aus sich schöpfen kann. Archaischerweise ist das ein symbolisches Kapital. Zins und Zinseszins ließen sich die Kette Kind und Kindeskind entlang nacherzählen. Besitz. Es ist eine Vorstellung aus der Schatzkiste des Patriarchats. Und. Das testikulär Private auf die Welt ausgedehnt ergibt eine Leseanleitung für die gesamte Geschichte. Für heute. In Österreich entsprechen solche Aussagen nicht der Verfassung. Dennoch wird wieder eine andere Ebene des Begriffs ›privat‹ dazu verwendet, solche Aussagen zu schützen. Während in Frauenfragen die privatesten Vorgänge öffentlich gemacht werden. Ich erinnere an die noch immer nicht beendete Frage der Abtreibung. Weiterhin werden über den Körper der Frau staatliche Gewalt und staatliche Vorschriften selbstverständlich ausgeübt. Der Körper des Manns. Die Konzentration auf den phallischen Diskurs hat die testikuläre Männlichkeit verschont. Ja. Unsichtbar gelassen. Zeugungsunfähigkeit wird so über den IVF-Diskurs über den Körper der Frau verhandelt. Leihmutterchaft ist auch ein Instrument, sich als Mann jederzeit Kinder verschaffen zu können. Alle Diskurse und alle Ideologien haben die testikuläre Männlichkeit intakt gelassen. Ein unbewusstes Einverständnis ist das, in dem jede Männlichkeit und symbolische Gewalt sich zutiefst im geheimen Einverständnis sehen.

Unbewusst so. Während wir also mit Hilfe von Deckdiskursen am Beginn eines demokratischen Diskurses festgehalten werden, versteht die politische Rechte es, ihre Forderung nach Anerkennung dieser testikulären Männlichkeit durch Forderung dieser testikulären Männlichkeit durch Forderung der Privatisierung des Privatbesitzes und damit der privaten Sphäre der Familie und der Abschaffung des demokratischen Staates auf die politische Bühne zu bringen. Das Private, so heißt diese Forderung. Das Private ist darin politisch, als dass es wieder in den Vollbesitz des Männlichen zurückgeführt werden soll. Weil sich diese Forderung gegen alle Kultur und Kulturarbeit richtet. Lieben und Trauern. Die Autonomie der Person in einem Selbst, das Lieben und Trauern als eigene Gefühle erfährt. Diese postbürgerliche Person, die einen Anspruch auf diese Autonomie stellt. Diese aus den Umständen der Geschichte entstandene Person. Es ist das Verhältnis der Person zu ihrer eigenen Geschichte, das am Ende hier verhandelt wird. Soll über eine Privatisierung des Geschlechts, wie das in diesem Satz des österreichischen Regierungsprogramms vorgesehen ist. Soll das Geschlecht wieder zu jenem Joch erklärt werden, unter dem das Schicksal über diese Ideologisierung des Geschlechtlichen am Ende verstaatlicht werden soll. Das Selbst selbst soll in diesen staatlichen Zugriff genommen werden. Die neoliberale Umwelt hat das schon recht gut vorbereitet.





**Lann Hornscheidt**

**GRENZE**

Im Tandem mit Deniz Utlu

**VERTRAUEN**

Die Worte schlafen nicht an den GRENZEN. Die Diskurse bewachen die GRENZEN der Bedeutungen und ihrer Veränderungen. Welche Worte gibt es? Für was? Und welche Bedeutungen schreiben sich gesellschaftlich so in sie ein, dass die Bedeutungen eins werden mit den Worten; nicht mehr hinterfragbar, veränderbar, nicht mehr herausforderbar wirken.

Wenn es einen Anfang gegeben haben sollte zu den Worten, einen Anfang vor den Worten, dann hat er vielleicht nicht unterschieden zwischen Menschengruppen. Vielleicht schon nicht mal zwischen allem, was lebendig ist, wächst und vergeht oder stirbt. Mit den Worten für einzelne und Kollektive kamen die GRENZEN zwischen die Menschen und Räume. GRENZEN, die Differenzen geschaffen und im Laufe der Zeit immer weiter verstetigt haben: zwischen rassifizierten Menschen, zwischen Geschlechtern und zwischen Nationen, um drei äußerst wirkmächtige heutige Grenzziehungen zu nennen. Wie die GRENZEN definiert werden, die ein Hier und ein Jenseits schaffen, die Zugehörigkeiten festlegen, Bewegung er- oder verunmöglichen, mit häufig gewaltvollen Bewertungen verknüpft sind, ist historisch variabel, immer aber machtbestimmt und machterhaltend durchgesetzt, auch diskursiv. Ohne die Worte, die Menschen in Gruppen teilen würden, gäbe es die Wirklichkeiten nicht, die nationale, rassifizierte oder Genderidentitäten zu existentiellen Unhintergebarkeiten machen.

»Die GRENZEN meiner Sprache bedeuten die GRENZEN meiner Welt«, hat Ludwig Wittgenstein formuliert.<sup>1</sup> Das gilt auch für den Begriff der

GRENZE selbst. Die GRENZEN der Vorstellungsmöglichkeiten zu GRENZEN ist das, was konventionalisiert als GRENZE gefasst und immer weiter tradiert wird.

Erste Bedeutungsdimension: Konventionalisierte heutige Bedeutungen des deutschen Begriffs GRENZE sind zumeist enggeführt auf Nationen- und Staatskonzepte.

Nach ›Begrenzung‹ und ›Grenzlinie‹ sind ›Landes- und Staatsgrenze‹ die dritt- und vierthäufigst verwendeten Synonyme für GRENZE im heutigen Deutsch.<sup>2</sup> GRENZEN definieren die Gebiete von Staaten. Ohne GRENZEN gäbe es Staaten nicht. Diese GRENZEN sind immer menschengemacht. Zur GRENZE gehört sehr schnell die Grenzsicherung. Grenzsicherung materialisiert GRENZEN: Wie sie konkret aussehen – ob es Linien auf einer Landkarte sind, vereinzelte Grenzpfähle oder Mauern<sup>3</sup> und Zäune, verminte Gebiete, sind Entscheidungen der Menschen, die Macht über die Grenzziehungen und ihre Aufrechterhaltungen haben. Die so gesicherten GRENZEN sollen Staaten oder Nationen schützen. Die Bedrohung wird nach außen imaginiert. Für Bedrohungen im Inneren werden Bereiche als ›staatslos‹ hergestellt, an Flughäfen zum Beispiel. Oder es werden GRENZEN im Inneren institutionalisiert, wie Gefängnisse und Psychiatrien. GRENZEN kappen Verbindungen. Grenzschutz ist notwendig, wo Verbindung und Vertrauen fehlt. Diejenigen an der Macht bestimmen die Durchlässigkeit der gesetzten GRENZEN und die Konditionen dafür. Die, die Macht haben über mögliche

Grenzüberschreitungen, definieren die GRENZEN selbst im Meer immer wieder neu; bis wohin genau geht das Hoheitsgebiet eines Staates, der ans Mittelmeer grenzt? Die flexiblen Veränderungen der virtuellen Grenzlinien im Meer haben sehr reale Auswirkungen auf die Personen, die die Grenzräume versuchen zu übertreten.

Zweite Bedeutungsdimension: Konventionelle Verwendungen des Begriffs GRENZEN normalisieren ein exklusiv privilegiertes Verständnis des Konzepts – welches sich auf diese Weise immer weiter verfestigt.

Im US-amerikanischen Englisch wurde im Zuge der Kolonisierung des nordamerikanischen Kontinents durch *weiße* Europä\*erinnen der Begriff der ›frontier‹ zum bestimmenden Moment *weißer* kolonialer Selbstverständnisse. Der amerikanische Historiker Frederick Jackson Turner hielt 1893 einen für die inhaltliche Belegung des Konzepts ›frontier‹ einschneidenden Vortrag. Turner definiert ›frontier‹ als ein Modell der sich stetig nach Westen verändernden kolonialistischen Siedlungsbewegung. Frontier wurde so zum Insignium amerikanischen *weißen* Selbstverständnisses. Es wirkt von da bis heute als Konzept individuellen Selbstverständnisses westlicher Subjekte fort. ›Frontier‹ symbolisiert ständige Expansion und Landnahme und wurde ideologisch als das Bringen von Zivilisation legitimiert – ein Grundtopos von Kolonialismus. Die Expansion ist grenzenlos, verschiebt alle GRENZEN kontinuierlich weiter, ist eine welt- und universumsweite westliche Einverleibung und

westliche Universalisierung.<sup>4</sup>

Die so verstandene GRENZE ist immer nur vorübergehend. Die GRENZE trägt so die Grenzausweitung, die Grenzverschiebung als Ideal in sich. Dieses Verständnis ist heute im deutschen Sprachgebrauch vor allem in privilegierten westlichen Subjektvorstellungen realisiert: Es ist das Privileg der privilegierten westlich-kapitalistischen Menschen, dass sie selbst GRENZEN überschreiten können. Dies ist räumlich als auch individualisiert-übertragen der Fall.

Räumlich: Personen mit Pässen aus dem Innenraum europäischer GRENZEN können reisen, sie können sich ›frei‹ bewegen. Sie müssen sich nicht be-grenzen, sondern können ›entdecken‹ und ›Abenteuer erleben‹.

Individualisiert-übertragen ist dies ebenso der Fall in Bezug auf ihr Eigen-ErLeben: Menschen können und wollen im Zuge ihrer ›Selbstfindung‹ ihre individuellen GRENZEN austesten. Eine neue Zeitschrift heißt *Limits*. Untertitel: *Über Leben im Grenzbereich*. Der Kurzwerbetext: »Packende Reportagen, fesselnde Fotos, unglaubliche Typen.« Auf dem Titelbild ein *weißer* ›Typ‹ auf einem schmalen Felsvorsprung in einer Steilwand sitzend.

Privilegierte können also freizeitmäßig Grenzerfahrungen machen, in Extremsportarten und bei Reisen, um dann wieder zurückzufinden in ihre Komfortzone. ›Grenzerfahrung‹ als positiver Begriff, sich selbst herauszufordern. Privilegierte können in Selbstverwirklichungs- und Selbstverteidigungsworkshops lernen, eigene GRENZEN zu setzen, Grenzüberschreitungen anderer zu bemerken und abzuwehren, die eigenen GRENZEN zu wahren, sich abzugrenzen.

Grenzkonzepte sind so zu einverleibten positiven Begriffen geworden.

Die westlich-kapitalistische Gemeinschaft zentriert sich in der Verselbstständigung einer Begrifflichkeit und Bedeutungsbelegung zu GRENZE in einer Komfortzone, in der die Perspektive umfassend Privilegierter so subtil zur Norm erhoben ist. GRENZEN können verschoben, ausgetestet, gewahrt, überschritten werden; dass sie da sind, dass sie positiv und notwendig sind, kollektiv im Raum wie individuell als Teil der eigenen Identität, ist in diesen konventionellen Verwendungsweisen unhintergebar.

Die Verallgemeinerung des Mythos der nordamerikanischen ›frontier‹ bedarf der Ausgrenzung immer größerer Gebiete und Menschengruppen, um die Idee des Fortschritts abgeschottet für einen bestimmten Bereich aufrecht erhalten zu können.

Dritte Bedeutungsdimension: Die durch GRENZEN realisierte Kontrolle kappt Verbindungen und Sich-Verbunden-Fühlen-Können.

Die Grenzregimes, die so andere immer umfassender und hermetisch kontrollieren, verunmöglichen gleichzeitig sich verbunden zu fühlen, sich in Beziehung zu fühlen – zu anderen Menschen, zu allem Lebendigen. Wenn soziale Identitäten vor allem auf durch Abgrenzungen geschaffenen Differenzen beruhen, die machtvoll zugeschrieben und hierarchisiert werden, gibt es keine wirkliche Verbindung mehr. Mit dieser Doppelbödigkeit des

Wahrnehmens spielt May Ayim in einem Gedicht:

»es ist mir inzwischen lieber  
ich bin ausgegrenzt  
es ist mir lieber  
ich bin  
nicht eingeschlossen«<sup>5</sup>

*Limits. Über Leben im Grenzbereich* könnte auch eine Zeitschrift über das Leben in einem Geflüchtetenlager sein oder weit davor: über strukturelle Gewalt, die versucht, die Migration von Menschen zu kontrollieren. Die Bedeutungsverengung von GRENZE/Limits im heutigen Sprachgebrauch ist jedoch so eindeutig, dass die mögliche Doppeldeutigkeit gar nicht mehr vorkommt im mehrheitlich normalisierten Sprachgebrauch. Der Zeitschriftentitel und seine Engführung sind kein Skandal und schon gar kein Grund, nicht verkauft zu werden.

Die »GRENZEN [aber gehen] noch durch jedes Wort«, formuliert Ingeborg Bachmann:

»Daß uns nichts trennt muss jeder Trennung fühlen;  
in gleicher Luft spürt er den gleichen Schnitt.  
Nur grüne Grenzen und der Lüfte Grenzen  
vernarben unter jedem Nachtwindschritt.

Wir aber wollen über Grenzen sprechen,  
und gehn auch Grenzen noch durch jedes Wort.«<sup>6</sup>

Bedeutungsveränderungspotential: GRENZEN als

Konzept infrage zu stellen, ermöglicht Verbindungen, entgrenzt normalisierte Vorstellungsmöglichkeiten und bietet Raum für Vertrauen.

Ohne GRENZEN gäbe es Nationen in der Form nicht, wie sie sich insbesondere mit Kolonialismus auf der Welt verstetigt haben.<sup>7</sup> Ist es vorstellbar? Nationenaufgabe, Staatenlosigkeit? Ein Aufgeben von rassifizierten GRENZEN zwischen Personengruppen? Ein Seinlassen von Geschlechterdifferenzen und damit von Geschlecht?<sup>8</sup> Wie verselbstständigt sind bestimmte Vorstellungen kollektiver Ordnungen, dass es den Wunsch nach veränderten Ordnungssystemen geben kann (mehr Demokratie und Menschenrechte; keinen Rassismus; diverse Geschlechter), ohne dass die Ordnung und die Notwendigkeit von Grenzziehungen an sich – Staaten, Nationen, rassistische und Geschlechterlogiken – herausforder- und damit kritisierbar wären?

Aus Frontex, der Grenzüberwachung, könnte so ein Exit ›Frontier‹ werden, räumlich und ideologisch. GRENZEN als Konzept aufgeben.

Achille Mbembe bezeichnet GRENZEN als »tote Räume der Nicht-Verbindung.«<sup>9</sup>

Er ersetzt GRENZE mit Vergrenzung: GRENZEN zwischen Menschen sind nicht natürlich, nicht primär und immer da, sondern machtvoll gemacht – vergrenzt. Für Mbembe sind GRENZEN ein sich verselbstständigtes Konzept des Unverbunden-Seins. Physische und virtuelle Barrieren würden geschaffen, um eine neue mobile und omnipräsente Form von Grenzregime durchzusetzen. »Das Unmögliche wäre die Abschaffung aller Grenzen, was bedeutet, allen Lebewesen der Erde

das unabänderliche Recht zuzusprechen, sich auf diesem Planeten überall hinbegeben zu können.«<sup>10</sup> Ich würde ergänzen: sich selbst und andere auch nicht über sozial hierarchisierende, bewertende Kategorisierungen wahrzunehmen, sondern als lebendig Verbundene.

Die Worte schlafen nicht.

Das Wahrnehmen und Worten zu entgrenzen kann zu neuen Verbindungen führen.

1 – Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico philosophicus. Kritische Edition, Frankfurt am Main 2001.

2 – Vgl. Sprachkorpus Uni Leipzig, insbesondere Deutsches Nachrichten-Korpus.

3 – Vgl. Wendy Brown: Mauern. Die neue Abschottung und der Niedergang der Souveränität. Berlin 2018.

4 – Vgl. Wilfried Mausbac: Go West! Frontier und die Idee »Amerika«. In: Ulrike Gerhard/Werner Gameraeth (Hg.): Kulturgeografie der USA. Eine Nation begreifen. Heidelberg 2017, S. 8: »Indem Turner den Westen und die Frontier miteinander verschmolz, folgte bei ihm ein Westen auf den anderen.«

5 – May Ayim: Der Käfig hat eine Tür. In: Dies.: Blues in schwarz weiß. Berlin 1995, 59f.

6 – Ingeborg Bachmann: Von einem Land, einem Fluß und den Seen [Ausschnitt]. In: Dies.: Anrufung des großen Bären. München 1956.

7 – Benedict Anderson: Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London 1983.

8 – Lann Hornscheidt/Lio Oppenländer: Exit Gender. Gender loslassen und strukturelle Gewalt benennen: eigene Wahrnehmung und soziale Realität verändern. Erscheint 2019.

9 – Achille Mbembe: Die große Vergrenzung. Taz, 14.7.2018.

10 – Ebd.



**Deniz Utlu**  
VERTRAUEN

Im Tandem mit Lann Hornscheidt  
GRENZE



VERTRAUEN ist ein Prinzip menschlicher Begegnung. VERTRAUEN heißt, sich trauen, über das eigene Wissen hinauszugehen. VERTRAUEN ist größer als Wissen. Eine »Überdehnung von Wissen« – so der Systemtheoretiker Niklas Luhmann. Für ihn – und so haben es die Sozialwissenschaften, vor allem die Wirtschaftswissenschaft übernommen –, für Luhmann ist VERTRAUEN eine einseitige Vorleistung: Eine Investition in Hoffnung auf die Leistung der anderen Seite.

Eine Hoffnung, zukünftig und unkontrollierbar, ein Raum jenseits der Fiktion von Recht und Ordnung. Jenseits dessen, was die festgeschriebene Pflicht ist. VERTRAUEN ist eine Kapitulation am oder ein Zugeständnis an den Unregulierbarkeitsrest, der sich ergibt aus der Subtraktion des überprüfbaren Anteils einer Pflichterfüllung von der Verpflichtung.

Was, wenn plötzlich niemand mehr zahlt?

Was, wenn niemand mehr liefert?

Was, wenn einer nicht zahlt, ein anderer nicht liefert?

Was, wenn jemand verordnet, aber ein anderer nicht ausführt?

Wir verlassen uns aufs Gesetz. Auf geltendes Recht und den Rechtsstaat als seinen Garanten. Auf das Geld und seine Wirkkraft. Auf ausgesprochene und unausgesprochene Regeln in einer Familie, auf Sanktionen. VERTRAUEN hat so gesehen auch mit Konformität zu tun. Der Appell zu VERTRAUEN kann einem Aufruf zum Konformismus gleichkommen.

Unter den neuzeitlichen Demokratietheoretikern war es Thomas Hobbes, der den Unregulierbarkeitsrest als Krieg betrachtete. In einer Welt, in der ein Krieg eines jeden gegen alle übrigen herrscht,

muss vollständig durchreguliert werden, denn nicht VERTRAUEN ist hier Grundlage oder Prinzip menschlicher Begegnung, sondern Krieg. Die Demokratie (die Hobbes'sche) ist dann die optimale Herrschaftsform, da sie in Hobbes Ausführung auf VERTRAUEN verzichten kann: Der Herrscher ist identisch mit dem Volk. Einmal gewählt, hat sich ein jeder vollständig zu unterwerfen. Der Appell zu VERTRAUEN – auch ein Aufruf zur Unterwerfung? Demokratietheorien aus der Gegenwart beschreiben gerade das Misstrauen gegenüber herrschenden Eliten als produktiv für die Demokratie, wenn auch ambivalent, da ein zu hoher Grad an Vertrauensverlust in der Gesellschaft Selbstermächtigung aufhebe anstatt zur Machtkritik zu ermutigen – so z. B. der Politologe Mark Warren im *Oxford Handbook of Social and Political Trust*.

Appelle an das VERTRAUEN beschreibt der Philosoph Bernhard Taureck als eines von fünf Phänomenen, die einen Systemwechsel in eine »apokalyptische Überwachungsdemokratie« ankündigen. Die anderen vier betreffen: Religionsvorstellungen, das Internet, Rechts- und Verfassungsprinzipien sowie mediale Industrie. Taureck entwickelt in Abgrenzung zum Vertrauensbegriff von Luhmann, den er als »rational« bezeichnet, einen »nicht-rationalen, religiösen« Vertrauensbegriff. Ein VERTRAUEN, das nicht auf Wechselseitigkeit abzielt, sondern auf das Erleben von Sinn, ein göttliches VERTRAUEN, mit dem Martin Luther auf die Theodizee antwortet: »Wenn ich also auf irgendeine Weise verstehen könnte, wie dieser Gott barmherzig und gerecht sein kann, der so viel Zorn und Ungerechtigkeit an den Tag legt, wäre der vertrauende und bindende Glaube nicht nötig.«

Diese Art von VERTRAUEN, die einen »bindenden Glauben« schaffen soll, sieht Taureck in Regierungsappellen: Die »Wiederherstellung von VERTRAUEN in eine Behörde, deren Arbeit strukturell VERTRAUEN missbraucht, ist logisch und psychologisch widersinnig«, so Taureck in seiner Analyse der Vertrauensappelle der Regierung, namentlich Merkels, aus dem Jahr 2013 nach der globalen Überwachungs- und Spionageaffäre, als die NSA die Bundesregierung abgehört hatte.

Philosophisch – man könnte fast sagen theologisch – gibt es eine Verbindung zwischen NSA und NSU. Die »apokalyptische Überwachungsdemokratie« zielt also nicht auf das Luhmann'sche VERTRAUEN der einseitig erreichten Wechselseitigkeit ab – ein ökonomisches VERTRAUEN, da effizienzsteigernd und deshalb Basis für eine marktwirtschaftlich organisierte Verteilung von Gütern und Dienstleistungen. Sondern sie zielt auf nicht-rationales VERTRAUEN ab. In einer scheinbar säkularen Welt, in der staatliche Sinnaktivierung nicht über Religion funktioniert, versuchen nicht-rationale Vertrauensappelle ein nationales Sinnerleben. Das auf Wechselseitigkeit verzichtende VERTRAUEN, das aber nicht auf Gott zurückgreifen kann, muss religiöse Inbrunst ersetzen durch eine andere, diesseitigere; nationale Inbrunst scheint sich hierfür besonders zu eignen. Auf einer Sinngebungsebene sind hier religiöser und nationaler Fanatismus nah beieinander. Beide sind Antworten auf einen Sinnverlust mit anderen Mitteln als dem der Vernunft. An beide werden Machtanfragen gestellt. Einmal mit dem Ziel, Macht zu stabilisieren durch Regierungsappelle an das VERTRAUEN. Und dann mit dem Ziel, Macht zu ergreifen durch rechtsgerichteten oder

islamistischen Appellismus – verkürzend, sogar verfälschend, oft auch »Populismus« genannt (Mit linksideologischen Appellen verhält es sich anders, weil sie Herrschaftskritik zum Ausgangspunkt haben. Selbst wenn sich rechtsgerichtete oder islamistische Gruppen auf Befreiung beziehen, können sie immer nur die Befreiung einer Gruppe meinen und nicht die des Menschen, weil sie zwischen Menschen bewertend unterscheiden und so immer wieder Unterschiede konstruieren und reproduzieren).

Soziales VERTRAUEN ist in Diskussionen gesellschaftlicher Kohäsion – vor allem im angelsächsischen Raum – ein Schlüssel für den so genannten Zusammenhalt in der Gesellschaft. »Das VERTRAUEN« in die Behörden und Institutionen stärken, heißt es immer.

Für die Wirtschaft ist das Luhmann'sche VERTRAUEN zentral. Daher nicht zuletzt das Credo der Stabilität. Ökonomisch gesehen liegt eine der Hauptaufgaben der EU darin, Preisstabilität zu schaffen. Die Märkte, d. h. die Unternehmen, müssen sich darauf verlassen, VERTRAUEN können.

VERTRAUEN hat hier immer eine Funktion. Eine ökonomische oder eine politische, eine soziale. Aber keine menschliche. Dabei hatte ich meine Überlegungen mit der Annahme begonnen, dass VERTRAUEN ein Prinzip menschlicher Begegnung sei. Behält Thomas Hobbes recht? Ist Krieg das Prinzip menschlicher Begegnung? VERTRAUEN ist dann nur ein »Werkzeug«, eine Maßnahme, um diesem Abgrund menschlicher Existenz entgegenzuwirken.

Einer solchen Verwendung von VERTRAUEN, nicht nur des Begriffs, sondern des Prinzips, wohnt etwas Heuchlerisches inne. Die Anrufung des

nicht-rationalen VERTRAUENS ist geheuchelt, weil sie das Bedürfnis nach transzendentelem Sinnerleben befriedigen möchte mit einem irdischen und primitiven Nationalismus. Der Appell zu rationalem VERTRAUEN ist heuchlerisch, wenn das VERTRAUEN auf materiellen Werten, letztlich auf Geld basiert, während ein Attribut der Menschlichkeit, im Grunde moralisch, eingefordert wird.

Sind Vertrauensappelle möglich, die nicht geheuchelt sind?

Ein religiöser Vertrauensappell, der sich zum Beispiel auf einen, wie Luther formuliert, »vertrauenden und bindenden Glauben« bezieht, fordert mich auf, mit den Regeln eines Gottes konform zu gehen, von dem ich weiß, dass er »viel Zorn und Ungerechtigkeit an den Tag legt«. Zumindest bezogen auf dieses göttliche Regelwerk heißt das, dass ich einen Teil meiner Mündigkeit abgebe, weil ich mich nicht meines eigenen Verstandes bediene, sondern – wider besseres Wissen – mein Glaube handlungsleitend bleibt. Dies ist keine Eigenschaft allein des Protestantismus, sondern eine Eigenschaft von Religion: Etwas existiert, das über das Wissen, das ich mir aneignen kann, hinausgeht und das ich mit dem Einsatz meines Verstandes nicht ergründen und schon gar nicht beurteilen kann. ›Zorn‹ und ›Ungerechtigkeit‹ sind diesseitige Kategorien. Für alles, was über das Diesseitige hinausgeht, bleibt mir nichts als die Vertiefung meines Glaubens (oder des Absurden!). Ein solcher, religiöser Vertrauensappell ist zunächst nicht heuchlerisch, weil er weder diesseitige Ungerechtigkeit leugnet noch verspricht, diese zu beseitigen – das angerufene VERTRAUEN bleibt eines, das auf Wechselseitigkeit verzichtet.

Gibt es ein ›nicht-rationales‹ VERTRAUEN, das

auf Wechselseitigkeit verzichtet, das trotzdem diesseitig bleibt, ohne funktional zu werden, ohne also wie im Fall des staatlichen Vertrauensappells die Sehnsucht nach Sinnerleben für eine politische Agenda zu aktivieren? Was ein »vertrauender und bindender Glaube« in Bezug auf Gott oder Göttliches ist, könnte diesseitig, das heißt ohne jenseitigen Gottesbezug, die Liebe sein: Auch Liebe ist eine Vertrauensvorleistung, die nicht auf Wechselseitigkeit beruhen muss, etwa die Liebe zwischen Kind und Eltern oder auch die romantische Liebe. Natürlich kann auch das VERTRAUEN innerhalb der Liebe die Wechselseitigkeit zur Bedingung haben. In solchen Fällen handelt es sich aber oft um eine Ökonomisierung der Liebe, also wieder um rationales VERTRAUEN, etwa in Systemen, wo Kinder die Altersvorsorge der Eltern bereitstellen oder in heteronormativen Strukturen, in denen die Liebe den Zweck der Absicherung und/oder Fortpflanzung erfüllen muss. Auf sozialer bzw. politischer Ebene bedeutet Liebe letztlich nichts anderes als Solidarität, die nicht zweckgebunden, nicht strategisch ist, sondern empathisch. So verstanden lässt sich eine nicht-rationale, also nicht auf Wechselseitigkeit abzielende Form des VERTRAUENS formulieren: Diejenige Anwendung von VERTRAUEN, die nicht heuchlerisch ist, heißt Liebe. Ein ökonomisches System, das dies nicht spiegelt, ist lieblos. Ein politisches System, das dies nicht spiegelt, ist menschenfeindlich.

## VOM ERLERNEN ALTER VOKABELN

Die Wörter schlafen nicht in den Wörterbüchern.  
Sie ziehen um den Block, ziellos, spielen mit Munition  
Wie Kinder, die Krieg in sich tragen lang nach dem Krieg.  
So hatten wir nicht gewettet, *Herr Nobel*, daß Dynamit  
Alles austauschbar macht in Materie, Moral, Malerei.  
Partikel, die wild durcheinanderwirbeln, Artikel

In allen Fachzeitschriften, für jedes Fach Abertausende –  
Eine Wüstenpiste des Wissens. Und die riesigen Löcher  
Zwischen der und jener Bedeutung von »Devotion«,  
Die Satellitenbilder von »Delirium« oder »Demokratie«.

Wer war schuld, wer verdarb alles? Dies Milchgesicht,  
Das den Smog inhalierte und ausblies als Goldstaubdunst.  
Er war schuld, als er die Morgenröte zum Trödler trug.  
Diktiert ihr ruhig weiter, Dichter. Die Worte schlafen nicht.

aus Durs Grünbein: Zündkerzen, S. 109, Suhrkamp Verlag 2017.



## TEILNEHMENDE

### Lukas Bärfuss

ist Schriftsteller. Seine Werke wurden vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Berliner Literaturpreis 2013 und dem Schweizer Buchpreis 2014. Bärfuss' neuestes Werk ist *Der Elefantengeist*, ein Stück über Helmut Kohl.

### Marcel Beyer

ist Schriftsteller. Er erhielt für sein Werk zahlreiche Preise, darunter 2016 der Georg-Büchner-Preis. Er schreibt Lyrik, Prosa und Essays, zuletzt erschien der literarische Essay *Das blindgeweinte Jahrhundert* (Suhrkamp 2017).

### Isabel Fargo Cole

ist Schriftstellerin und Übersetzerin. Ihr Roman *Die grüne Grenze* (Edition Nautilus 2017) war für den Klaus-Michael Kühne-Preis für das beste deutschsprachige Romandebüt 2017 und für den Preis der Leipziger Buchmesse 2018 nominiert.

### Svenja Flaßpöhler

ist Philosophin, Journalistin, Autorin und Chefredakteurin des *Philosophie Magazin*. Seit 2013 leitet sie das Programm der *phil.cologne*. Zuletzt erschien *Die potente Frau. Für eine neue Weiblichkeit* (Ullstein 2018).

### G13

ist ein Berliner Lyrikkollektiv. Die Mitglieder, geboren in den 1980er Jahren, präsentieren und diskutieren bei regelmäßigen Treffen neue Gedichte und veranstalten Lesungen und Workshops. Gemeinsam veröffentlichten sie die Anthologie *40% Paradies* (Luxbooks 2012) und den kollektiv verfassten Text *das war absicht*. Das Symposium DIE WÖRTER SCHLAFEN NICHT begleiten sie mit Performances.

### Durs Grünbein

ist Schriftsteller und Übersetzer. Für sein Werk erhielt er unter anderem den Peter-Huchel-Preis und den Georg-Büchner-Preis. 2015 erschien *Die Jahre im Zoo* (Suhrkamp), ein Erinnerungsbogen aus Prosa, Poem und Fotografien; zuletzt veröffentlichte er die Gedichtsammlung *Zündkerzen* (2017). Er hält den Eröffnungsvortrag von WÖRTER SCHLAFEN NICHT.

### Lann Hornscheidt

Lann Hornscheidt arbeitet zu struktureller Gewalt, Intersektionalität und Sprache. Lann schreibt dazu Bücher, Essays, Rezensionen und Artikel, gibt Workshops und Vorträge, plant Veranstaltungen und leitet einen diskriminierungskritischen Verlag. Lann hat zahlreiche (Gast)Professuren zu diesem Themenspektrum wahrgenommen. Die letzten Veröffentlichungen waren *Zu Lieben* (w\_orten & meer 2018) und *Sprachgewalt erkennen und sprachhandelnd verändern* (SuK 2018).

### Dagmara Kraus

ist Schriftstellerin und Übersetzerin. Für ihre Gedichte erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem den Basler Lyrikpreis und den Erlanger Preis für Poesie als Übersetzung. Zuletzt erschien *wehbuch (undichte prosage)* (roughbooks 2016).

### Sabine Leutheusser-Schnarrenberger

ist Politikerin der FDP und war von 1992 bis 1996 sowie 2009 bis 2013 Bundesministerin der Justiz. Als Mitglied der Parlamentarischen Versammlung des Europarates war sie Teil des Ausschusses für Recht und Menschenrechte. 2017 erschien ihr Buch *Haltung ist Stärke. Was auf dem Spiel steht* (Random House).

### **Jörg Piringer**

ist Schriftsteller und arbeitet in den Bereichen Sound Poetry, Datenpoesie und Medienkunst. Er ist Mitglied des Instituts für transakustische Forschung und des Gemüseorchesters. Sein Werk verortet sich in den Lücken zwischen Sprachkunst, Musik, Performance und poetischer Software. Das Symposium WÖRTER SCHLAFEN NICHT begleitet er mit Performances.

### **Falko Schmieder**

ist Soziologe, Kulturwissenschaftler und Philosoph. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter ist er im Forschungsprojekt *Theorie und Konzept einer interdisziplinären Begriffsgeschichte* am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin tätig. Gemeinsam mit Ernst Müller veröffentlichte er *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium* (Suhrkamp 2016).

### **Bernd Schneidmüller**

ist Historiker und Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Heidelberg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem auf den Phänomenen Ordnung, Identität, Integration und Desintegration. Zuletzt erschien *Grenzerfahrung und monarchische Ordnung. Europa 1200-1500* (C.H. Beck 2011).

### **Marlene Streeruwitz**

ist Schriftstellerin und Regisseurin. Ihre Romane, Theaterstücke und Essays sind mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet worden, darunter der Hermann-Hesse-Preis. In ihren Poetiken formuliert sie einen Ansatz genuin weiblichen Schreibens, der Politik und Ästhetik verbindet. Zuletzt erschien ihr Roman *Yseut* (S. Fischer 2016).

### **Deniz Utlu**

ist Schriftsteller, Volkswirtschaftler, Herausgeber und Kurator. Er gründete das Kultur- und Gesellschaftsmagazin *freitext* und kuratiert im Studio Я des Maxim Gorki Theaters die Literaturreihen *Gegen Sätze* und *Prosa der Verhältnisse*. Sein Debütroman *Die Ungehaltenen* erschien 2014 (Graf).

### **Christina von Braun**

ist Kulturtheoretikerin, Autorin und Filmemacherin. Sie hatte den Lehrstuhl für Kulturtheorie mit dem Schwerpunkt Geschlecht und Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin inne und produzierte ca. fünfzig Filmdokumentationen und Fernsehspiele zu kulturhistorischen Themen. Zuletzt erschien *Blutsbande. Verwandtschaft als Kulturgeschichte* (Aufbau 2018).

# WÖRTER SCHLAFEN NICHT

ESSAYS | GESPRÄCHE | PERFORMANCES

29. & 30. November 2018

**HERAUSGEBER:**

Literarisches Colloquium Berlin e.V.

Am Sandwerder 5

14109 Berlin

+49 (0) 30 - 816 996-0

mail@lcb.de

www.lcb.de

**PROJEKTLITENDE:** Thorsten Dönges, Ismar Haçam, Florian Höllerer, Katharina Kohlhaas, Vincent Sauer, Felix Schiller, Christine Wagner, Elisa Weinkötz

**PRESSEKONTAKT:** kohlhaas@lcb.de

**LAYOUT:** Reese Puglisi, reese@rpdstudio.com

Alle Rechte vorbehalten. © Literarisches Colloquium Berlin e.V.

*WÖRTER SCHLAFEN NICHT wird gefördert von  
der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur  
und Medien (BKM)*



Die Beauftragte der Bundesregierung  
für Kultur und Medien

LITERARISCHES  
COLLOQUIUM  
BERLIN LCB